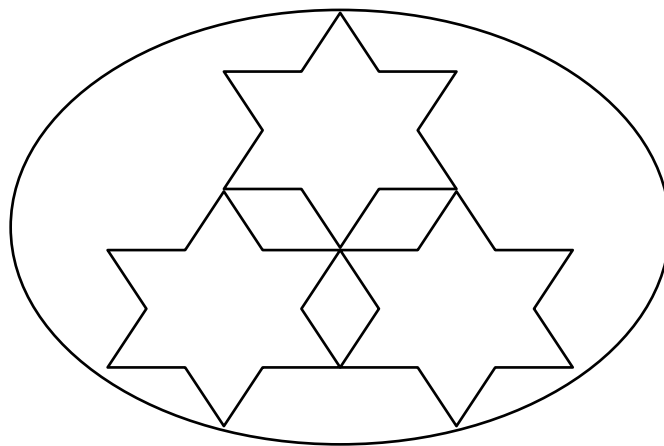


Dorylis Romahn

Daikims Sterne



*Dem Mann gewidmet, der es als Erster gelesen und mich bestärkt hat darin,
es zu versuchen. Schaun mer mal!*

Inhalt

Kapitel 1 4

Kapitel 2 27

Kapitel 3 51

Kapitel 4 59

Kapitel 1

Mirini erwacht, als sie die Tritte der schweren Schlachtrösser auf dem Pflaster des Hofes vor der Tür ihrer dunklen Hütte hört. Die Stallknechte führen sie zur Tränke, so ist es im Haushalt immer gewesen. Zuerst trinken die Tiere, die großen Pferde und die Hunde, die die Männer in die Schlacht begleiten. Riesige Tiere, mit rauem struppigem Fell, braun oder grau, und gelben Augen. Mit Fängen, die einen Kinderarm in zwei Hälften beißen, ohne es zu bemerken, darauf abgerichtet, jedem an die Kehle zu gehen, der ihre Herren auf dem Schlachtfeld bedroht. Auf dem Kah'lai, dem Feld der Ehre, so nennt es ihr Mutterbruder. Und gnade Melak denen, die ihnen zu nahekommen. Sie verteidigen die Männer, die ihre Herren sind, bis in den Tod, noch nie ist ein Hund ohne seinen Herrn zurückgekehrt. Ein Krieger mag heimkehren ohne seinen tapferen Beschützer, er wird betrauert, sein Name eingemeißelt in die Tafel, auf der die Namen derer stehen, die in der Schlacht ihr Leben gelassen haben. Der Steinmetz hat zwei neue Namen hineingeschlagen in die große Steinplatte, die neben dem doppelflügeligen Portal hängt, das in die große Halle führt. Das Haus Siram. Ein hohes Haus, der Mann, der ihm vorsteht, ist seit Generationen auch der Heermeister des Landes. Sie ist lange leer geblieben, die Tafel der Ehre, es sind zwei Jahrhunderte keine Schlachten geschlagen worden, sie haben Frieden gehalten mit ihren Nachbarn. Bis der neue Fürst den Thron bestiegen hat, jetzt sind unter die Namen der Gefallenen aus dem ersten Feldzug zwei neue gesetzt worden. Drobar, ein Schwesterkind des Heermeisters, der wie Mirini von der Gnade des Hausherrn abhängig war, Droaq, sein Hund, noch jung, erst

vierzehn Monde alt. Kaum abgerichtet, er war noch zu unerfahren, um seinem Herrn das Leben zu retten. Nicht im Kampf neben ihm gefallen, Romar, der älteste Sohn des Heermeisters und sein Stellvertreter, hat ihm die Kehle durchgeschnitten, als er ihn blutend neben seinem toten Herrn gefunden hat. Er hat sich sehr abfällig über ihn geäußert, als sie zurückgebracht worden sind, auf dem Rücken des großen Hengstes, auf dem der junge Mann ausgezogen ist in den Krieg vor sechs Monden.

Drobar ist erst sechzehn gewesen, wie Droaq zu jung, um sein Leben zu retten in dem Gemetzel, zu dem die Schlacht geworden ist. Er hat sich gefürchtet, Mirini hat es in seinen Augen gesehen, als er durch das Tor geritten ist, aber er hat keine Wahl gehabt. Sein Mutterbruder ist der Heermeister des Landes, sein ältester Sohn sein Stellvertreter, alle Männer des Hauses sind verpflichtet, den Herrschaftsanspruch ihres Landesherrn zu verteidigen. Den ihm niemand streitig macht, er ist es, der den Krieg vom Zaun gebrochen hat, der begierig darauf ist, sein Fürstentum zu erweitern auf die Baran am anderen Ufer des Sees. Sie ist ein Teil von Beth'anu, vor zweihundert Jahren als Mitgift einer Prinzessin von Beth'narn bei ihrer Verbindung mit dem zweiten Sohn des Thain unter dessen Herrschaft gefallen. Sie haben dort glücklich gelebt, ihren Nachfahren ist es gut ergangen unter der Ägide des Thain, es ist eine reiche Baran mit glücklichen Bewohnern. Aber vor dreißig Jahren ist der letzte Barar ohne Erben gestorben, der Thain hat sie an seinen zweiten Sohn gegeben, seitdem sitzt es wie ein Stachel im Fleisch des Fürsten. Es ist einst eine Provinz von Beth'narn gewesen, ein reiches Land, er hat ein begehrlisches Auge darauf geworfen. Und vor zehn Jahren, als der alte Fürst gestorben und sein Sohn ihm auf den Thron gefolgt ist, sind sie das erste Mal hergefallen über die wehrlosen Bewohner

von Beth'kalar, dem Land am Wasser, wie es von ihnen genannt wird. Sie haben sich tapfer verteidigt, aber erst als ihnen der Thain mit seiner Armee zu Hilfe geeilt ist, haben sie ihr Vordringen aufhalten können. Der Heermeister von Beth'narn hat sich zurückgezogen mit den Resten seiner geschlagenen Armee, mit denen, die es noch aus eigener Kraft geschafft haben. Ihre Toten haben sie mit sich genommen, die schwerer Verwundeten und Sterbenden liegen lassen, sie haben sie der Gnade ihrer Bezwinger ausgeliefert. So hält es der Fürst von Beth'narn, wer sein Leben für ihn gibt, wird geehrt, wer überlebt, sorgt für sich selbst. Und wird aufrichtig betrauert, wenn er es nicht schafft, nach Hause zurückzukehren.

So hat er es auch dieses Mal gehalten, als sie zurückgekommen sind vor drei Monden. Der Fürst hat seinen Anspruch nicht aufgegeben, er hat es noch einmal versucht, es ist eine bittere Niederlage für ihn geworden. Mirini hat am Tor gestanden, als sie ausgezogen sind, ihr Mutterbruder, seine Söhne, die Männer des Haushalts. Auf ihren großen Pferden, die Hunde an ihrer Seite, in ihren ledernen Rüstungen mit den blauweißen Überwürfen und den Broschen an den Schultern, die ihren Rang zeigen. Sie hat die Furcht gesehen in Drobars Augen, und sie hat wieder hier gestanden, als sie ihn zurückgebracht haben. In ein großes Banner gehüllt bäuchlings über dem Sattel seines Pferdes, sein Hund neben ihm auf der Kruppe. Romar hat ihn nicht mitnehmen wollen, er ist nicht für seinen Herrn gestorben, der Heermeister hat darauf bestanden. Sie haben sie Seite an Seite begraben, sie sind betrauert worden, ihre Namen nebeneinander eingemeißelt auf der Sandsteinplatte. Drobar war der Sohn seiner Schwester, Droaq der Sohn seiner Lieblingshündin, der Hund hat ihm mehr bedeutet als sein Schwes- tersohn.

Und der junge Mann, dessen gefesselte Hände mit einem Seil an den Sattel von Drobars Pferd gebunden sind, bedeutet ihm nichts. Ein Gefangener, sie haben ihn am Südufer des Sees aufgelesen, wo er neben seinem toten Pferd gelegen hat. Neben ihm zwei Soldaten ihrer eigenen Armee, der eine tot, der andere mit einer Schwertwunde in der Brust, er wird sie nicht überleben. Auch der junge Mann war verletzt, eine Platzwunde an der Augenbraue, der Schnitt eines Schwertes auf der Wange, die rechte Hand gebrochen, sie hat seltsam schief an seinem Handgelenk gehangen. Trotzdem hat er nach seinem Schwert gegriffen, mit der linken Hand, als er ihrer gewahr geworden ist, Roaq, Romars großer Rüde, hat dem Versuch mit einem Biss schnell ein Ende gesetzt. Romar hat ihn töten wollen, ein Feind weniger, er trägt das Gelb und Rot der Armee von Beth'anu. Aber sein Vater hat ihn zurückgehalten, er hat die Brosche erkannt, die er auf der Schulter trägt, der junge Mann ist ein Kurier des Thain. Er hat beschlossen, ihn mitzunehmen, sie werden ihn verhören, wenn sie zurück sind in der Sicherheit ihres Hauses. Die Stelle, an der sie ihn gefunden haben, liegt weitab des Schlachtfelds, schon auf Beth'narn-Gebiet, er ist auf dem Weg gewesen, er wird ihnen sagen wohin, wenn sie ihn befragen. Eine Kuriertasche finden sie nicht bei ihm, aber auch die Nachricht, die er überbringen soll, wird er ihnen schon verraten unter der Knute. Wenn er noch reden kann, wenn sie ankommen, sie fesseln seine Hände mit einem Seil, die rechte gebrochen im Gelenk, die linke zermalmt von Roaqs Biss. Er muss grausame Schmerzen leiden, es hindert sie nicht daran, ihn an den Sattel von Drobars Pferd zu binden.

Er sieht erbarmungswürdig aus, als Mirini ihn durch das Tor stolpern sieht, aber er hält sich auf den Beinen. Seine Knie und Unterschenkel sind blutig,

er muss mehr als einmal gefallen sein. Vielleicht auch ein Stück mitgeschleift, sein Überwurf hängt in Fetzen von seinem Körper. Er wirkt bleich unter dem Bronzeton seiner Haut, seine Augen sind verhangen, er ist schon halb verdurstet. Aber noch hält er sich aufrecht. In der Mitte des kopfstein-gepflasterten Hofes steht ein Block, sie zwingen ihn davor auf die geschundenen Knie, Hand- und Halseisen schließen sich grausam eng um seine Handgelenke und seine wunde Kehle. Er erträgt es ohne einen Ton. Mirini hat Mitleid mit ihm, er sieht noch so jung aus, kaum älter als Drobar. Auf dem Rand der Pferdetränke steht eine irdene Schale, sie füllt sie mit Wasser und hält sie an seine aufgesprungenen Lippen. Er sieht sie an, seine Augen sind tiefbraun mit kleinen goldenen Funken darin, er flüstert etwas, sie versteht es nicht. Dann trinkt er, in kleinen Schlucken, ein paar Tropfen laufen über sein Kinn, sie wischt sie sanft fort. Romar will sie wegzerren von ihm, sie abhalten davon, er sagt ihr böse Worte, aber sein Vater hält ihn zurück. Er wird noch schnell genug sterben, aber erst wird er ihnen sagen, wohin er unterwegs und für wen die Nachricht bestimmt war, die er überbringen soll.

Sie lassen ihn dort hängen, eine Nacht und einen Tag. Es hat kein fröhliches Willkommen gegeben für den Heermeister und die Männer des Haushalts, sie sind nicht siegreich zurückgekehrt. Sie haben gebadet, gegessen und getrunken, bei ihren Frauen gelegen, an ihren Gefangenen haben sie keinen Gedanken verschwendet. In der Nacht ist es sehr kalt geworden, er hat zitternd und mit blauen Lippen am Block gehangen. Sich beschmutzt, am Morgen hat ihn ein Wachposten mit einem Eimer Wasser überschüttet, der Gestank ist ja nicht auszuhalten. Dann hat er in der brennenden Sonne ausharren müssen, er hat Durst gelitten, Fieber bekommen, die kurzen Ket-

ten haben geklirrt vom Schüttelfrost. Er wird nicht bewacht, nur Roaq liegt nicht weit von ihm entfernt, er kann die Fesseln nicht allein lösen, die Ketten sind zu kurz. Aber er lächelt, als Mirini kommt und ihm wieder die irdene Schale an die Lippen hält, sie schiebt ihm auch ein Stück Brot in den Mund, er kann es kaum kauen. Er sieht sie oft an diesem Tag, seine Augen folgen ihr. Sie kommt manchmal zu ihm, ein Schluck Wasser, ein Bissen Brot, einmal ein Schnitz einer süßen Frucht. Romar hat sie geschlagen und beschimpft deswegen, sie soll das nicht tun, er ist ein Feind. Und er wird bald tot sein, wenn sie von ihm erfahren haben, was der Heermeister wissen will, werden sie ihn ohne Gnade töten. Aber sie hat Mitleid mit ihm, sie vergilt etwas an ihm, das Drobar ihr gewährt hat vor seinem Tod.

Es war an dem Abend, bevor sich die Armee versammelt hat, bevor sie sich aufgemacht haben, den Willen ihres Fürsten zu erfüllen. Drobar ist noch sehr jung gewesen, erst sechzehn, ein elternloses Kind, das im Haus seines Mutterbruders aufwächst. Seine Mutter, eine Schwester des Heermeisters, ist bei seiner Geburt im Kindbett gestorben, sein Vater nicht zurückgekehrt aus dem ersten Feldzug gegen das kleine Land am Wasser. Der Heermeister hat ihn aufgenommen und zum Krieger ausgebildet, mit seinen jüngeren Söhnen. Er war es auch, der es an diesem Abend entschieden hat, ein Krieger sollte bei einer Frau liegen, bevor er sich aufmacht in den Kampf. Er ist noch jung, er wird es noch nicht gekostet haben, er soll wenigstens wissen, wie es sich anfühlt. Ein williger Körper unter seinen Händen, ihre sanften Küsse, sich zu verlieren darin, wenn er sie nimmt. Dann ist sein Blick auf Mirini gefallen, sie ist sein Schwesterkind. Die Tochter seiner jüngsten Schwester, empfangen während eines Ausritts an einem gewittrigen Sommernachmittag, sie hat ihnen nie gesagt, wer ihr Vater ist. Er hat ihr einen

Krug Wein in die Hand gedrückt, hier, geh zu Drobar und zeig ihm, wofür es sich lohnt zu kämpfen. Und zu überleben, damit er zurückkehren und es noch einmal tun kann. Sie hat geweint, nicht gehen wollen, er ist ihr fast ein Bruder, die Hausherrin hat sie geohrfeigt. Das war ein Befehl des Heermeisters, was er sagt wird getan, sie soll sich nicht so anstellen. Mirini ist schon sechzehn, noch Jungfer, sie ist in dem Alter schon schwanger gewesen mit ihrem ersten Kind. Und sie weiß dann wenigstens, wie's geht, der Heermeister wird bald einen Mann für sie bestimmen. Jetzt geh, du dummes Gör, und wehe dir, wenn er morgen nicht lächelt wie ein Mann, der bei einer Frau gelegen hat.

Sie ist gegangen, was bleibt ihr anderes übrig. Sie hat ihn in seinem Zimmer nackt auf dem Bett gefunden, mit einem Buch in der Hand. Er hat gewusst, was es bedeutet, als sie mit dem Krug in der Hand eingetreten ist, er hat ihre Tränen gesehen. Sie haben ihn aufgezogen damit beim Abendessen, wie er denn das große Schwert in seiner Hand schwingen will, wenn er das kleine zwischen seinen Beinen noch nie geschwungen hat. Er weiß doch gar nicht, wie es sich anfühlt, es zu versenken in einen willigen oder einen unwilligen Körper. Romar hat ihm einen Beutel mit Plättchen zugeworfen, hier, wenn dich keine freiwillig nimmt, kauf dir eine. Stell dich dem Kampf, gewinnen wirst du ihn nicht, gegen die Waffen einer Frau sind selbst die tapfersten Krieger wehrlos. Sie haben ihn ausgelacht, als er rot geworden ist. Und jetzt steht Mirini unter seiner Tür, mit einem Krug Wein in der Hand und Tränen in den Augen. Er hat ihn ihr abgenommen, sie in sein Bett gezogen, aber sie hat nur in seinem Arm gelegen. Er hat sie gebeten, ihre Hand, ihm genügt es, wenn er sie spürt. Sie hat sie dort hingelegt, auf die harte seidige Hitze zwischen seinen Beinen, sie hat ihn sanft ge-

streichelt. Er hat geschmeckt, wie sich der Kuss einer Frau anfühlt, ihre warme weiche Haut unter seinen Händen. Er hat sich ergossen in ihre Hand, es ist ihm genug gewesen, mehr haben sie nicht getan. Und am anderen Morgen hat er sich zu ihr herabgebeugt von seinem Pferd und sie zum Abschied geküsst. Sie hat die Furcht gesehen in seinen Augen, und sie hat sie auch gesehen in den Augen des jungen Mannes, als sie ihm die Schale mit Wasser an die Lippen gehalten hat. Er weiß, was ihn erwartet.

Sie lassen ihn noch eine Nacht dort hängen, am Abend übergießt ihn der Wachposten wieder mit einem Eimer Wasser, er stinkt erbärmlich. Tagsüber hat ihn die Sonne verbrannt, in der Nacht erfriert er fast. Er bekommt wieder Fieber, und als sie ihn am Morgen abnehmen vom Block, seine Fesseln lösen, kann er nicht mehr stehen. Der Heiler des Haushalts schüttelt bedenklich den Kopf, der Biss des Hundes ist entflammt, sie müssen ihn behandeln, sonst stirbt er ihnen weg, bevor er auch nur ein Wort gesagt hat. Ein grausames Lächeln geht über Romars Gesicht, gegen diese Krankheit weiß er eine Kur. Er zieht sein kurzes Schwert, und bevor sein Vater ihm Einhalt gebieten kann, schlägt er zu. Bitte sehr, die Entflammung ist geheilt, und jetzt bring ihn wieder auf die Beine, Heiler, er schuldet uns ein paar Antworten. Der hat alle Hände voll zu tun, er bindet den Stumpf ab, um die Blutung zu stillen, er legt einen Druckverband an aus den Fetzen seines Überwurfs. Sie sehen sie alle, die Zeichnung aus blauer Tinte in der Haut über seinem rechten Schulterblatt, aber sie wissen sie nicht zu deuten. Das Siegel des Thain von Beth'anu, drei sechszackige Sterne in einem ovalen Ring, umgeben von einem Kranz aus Buchstaben. Verblasst, sie können sie noch lesen, aber sie verstehen die Bedeutung nicht. Es kümmert sie auch nicht, sie wollen etwas anderes von ihm wissen. Aber er antwortet

ihnen nicht, er kann es nicht, er ist fast ohne Sinne. Er kommt wieder zu sich, als der Wachposten ihn mit einem Eimer Wasser übergießt, er erschauert, er sieht sie an aus seinen tiefbraunen Augen. Sie sehen etwas darin, aber sie können es nicht deuten. Sie schließen sich wieder, er liegt vor ihnen auf dem harten Pflaster, aber zu ihnen sprechen kann er nicht.

Mirini findet ihn angekettet an den Block, als sie am Nachmittag aus dem Haus kommt. Ihr laufen Tränen aus den Augen, als sie sieht, wie grausam sie ihn behandelt haben. Er ist nackt bis zur Taille, der Stumpf des linken Armes grob verbunden mit den Fetzen seines Überwurfs, Striemen von Peitschenhieben auf dem Rücken, der Schnitt in seinem Gesicht, geschlagen von der Klinge eines Schwertes, ist entzündet, dicker grüner Eiter fließt heraus. Er ist schon mehr tot als lebendig, aber sie hat es gehört beim Mittagmahl, sie werden ihm keine Ruhe lassen. Und wenn er ihnen gesagt hat, was sie wissen wollen, werden sie ihn nicht einmal in Ruhe sterben lassen. Sie kann seinen Anblick fast nicht ertragen, und sie fasst einen Entschluss.

Sie setzt ihn um, als der Mond knapp hinter dem Zenit steht, es ist zwei Stunden nach Mitternacht. Jetzt werden alle schlafen im Haus, die Hunde sind in ihrem Zwinger, nur Roaq liegt noch im Hof nicht weit von dem Block entfernt. Aber er kennt sie schon sein Leben lang, er gibt keinen Laut von sich, als sie zu dem jungen Mann tritt. Er ist wach, er sieht ihr entgegen, sie kann den Blick aus seinen Augen nicht deuten. Seine rechte Hand ist wieder in das Handeisen geschlossen, das Gelenk geschwollen, es schneidet tief hinein. Sein linker Arm liegt neben ihm, der Verband glänzt feucht von seinem Blut. Auch sein Hals ist wund gescheuert von dem Hals-

eisen, er ist zusammengesunken, er kann kaum atmen. Die Striemen auf seinem Rücken sehen wund und roh aus, einige haben geblutet, sie haben ihn noch einmal grausam ausgepeitscht. Er stöhnt leise, als sie das Halseisen löst, Roaq richtet sich halb auf, aber er reagiert auf Mirinis leise Worte, er legt sich wieder hin. Sie lässt den jungen Mann noch einmal aus der irdenen Schale trinken, dann löst sie auch das Handeisen. Er sinkt noch mehr in sich zusammen, sie berührt sanft sein Gesicht. „Komm.“ Er kämpft sich auf die Füße, sie stützt ihn. Sie führt ihn zu einer kleinen Pforte in der Mauer, dahinter liegt eine Koppel, ein einzelnes Pferd steht dort. Kein großes Schlachtrösser wie die Pferde der Männer, es ist eine eher zierliche Stute, sandfarben, mit dunkler Mähne und Schweif. Ungesattelt, nur aufgezügelt, sie flüstert es leise. „Du musst fort. Kannst du reiten mit einer Hand?“ Er nickt, sie hilft ihm auf das Pferd. Sie spürt seine Schmerzen fast wie an ihrem eigenen Leib, aber er muss fort. Sie werden ihn sonst morgen töten, sie hat schon Drobar verloren, er soll nicht auch noch sterben. Sie spürt seinen Blick, sie hört seine leise Stimme. „Sie werden dich bestrafen. Komm mit mir, An‘tla.“ Aber sie schüttelt nur den Kopf, was immer es ihr einbringt, sie wird es ertragen. Wenn nur sein Leben gerettet wird. Sie sieht ihm nach, er lässt die Stute im Schritt gehen, ihre leisen Tritte sind kaum zu hören in der Stille der Nacht.

Es ist drei Monde her, seit sie dem jungen Kurier des Thain zur Flucht verholfen hat, und heute Morgen steht wieder ein Korb in dem Loch in der Mauer vor der Klappe, die es verschließt. Ein einfaches Binsenkörbchen, wie sie in der hellen Zeit zu Tausenden geflochten werden, zum einmaligen Gebrauch, dann werden sie gestapelt und getrocknet, um in der dunklen Zeit als Brennmaterial zu dienen. Sie verbrennen schnell und geben kaum

Wärme ab, aber sie sind billiger als Holz, die ärmeren Haushalte des Landes sind auf sie angewiesen. Die Binsen wachsen am Ufer des Kalar'terla, des grünen Wassers, des Sees, der Beth'narn und Beth'kalar voneinander trennt. Es gibt Fische darin, sie sind eine willkommene Abwechslung auf den Tischen, aber es ist nicht einfach, an sie heranzukommen, der See ist auch die Heimat der großen Echsen mit den langen Schnauzen, ihre Zähne sind gefürchtet. So manches unvorsichtige Pferd, so mancher vorwitzige Hund ist ihnen schon zum Opfer gefallen, Kinder können nicht spielen an seinem Ufer. Es gibt nicht viele Boote auf dem See, sie wagen sich nur tagsüber hinaus, und bei Vollmond hört man das heisere Bellen der Echsen über das Wasser schallen. Manchmal findet man ein Gelege ihrer Eier am Ufer, aber sie sind nicht essbar. Sie lassen sich nicht kochen oder braten, sie schmecken bitter. Sie zerstören sie, es gibt schon genug der grausamen Bestien im See.

Der Korb, der in Mirinis Fensterloch steht, ist schon der vierte, den ihr eine unbekannte Hand dorthin gestellt hat. Immer in den frühen Morgenstunden, sie hört die Klappe nie gehen. Die Körbe sind in einem hübschen Muster geflochten, die Speichen nicht zu einem Rand gebogen, sondern zusammengebunden mit einem geflochtenen Band aus gelben und roten Strängen, um den Inhalt zu schützen. Mirini kennt das Muster nicht, es ist nicht gebräuchlich im Fürstentum, aber die Farben des Bandes erinnern sie an den Überwurf des jungen Kuriere, es sind die des Thainan Beth'anu. Am ersten Tag hat sie sich kaum getraut, ihn zu öffnen, es kann alles darin stecken. Sie hat ihn vorsichtig geschüttelt, aber es ist kein Geräusch gekommen, kein empörtes Zischen einer kleinen gelben Sandvipere, kein Ratschen oder Klacken der Scheren eines Skorpions. Sie hat sich selbst albern geschimpft,

wer sollte ihr so etwas antun wollen. Die Strafe für ihren Verrat, wie Romar es genannt hat, hat sie doch schon erhalten. Sie hat ihn geöffnet und gelächelt. Drei der kleinen süßen Brotlaibe, die sich der Bäcker teuer bezahlen lässt, ein Töpfchen mit gesäuertem Rahm, gesüßt mit Honig, ein Granatapfel, frisch gepflückt. Und eine kleine Amphore, gefüllt mit der sündhaft teuren Salbe, mit der man Narben behandelt, damit sie glatt und geschmeidig werden und verblasen. Sie hat sich wundervoll angefühlt auf ihrer Haut, und sie duftet süß nach Nüssen.

Am zweiten Tag haben wieder drei der kleinen Brotlaibe darin gelegen, dazu ein Armreif aus Kupfer, verziert mit blauem und weißem Glasfluss, das Zeichen für einen einfachen Soldaten in der Armee des Fürsten. Diese Reifen sind an die Witwen der Männer verteilt worden, die nicht zurückgekehrt sind vom Schlachtfeld, sie können damit einkaufen auf dem Markt. Auf den Reifen ist ein erhabenes Siegel angebracht, die Frauen drücken es in eine Wachstafel, der Händler fordert damit beim Zahlmeister des Heeres seine Bezahlung ein. Es ist genau festgelegt, was man dafür erhält, und es ist mehr, je höher der Rang gewesen ist. Manche der Händler sind großzügig, wenn sie selbst einen Sohn im Dienst des Fürsten haben, sie nehmen das Brot oder Früchte und Gemüse aus den Körben, die zum Verkauf stehen, andere sind knauseriger, dann ist das Brot vom Vortag und sie greifen in einen Korb unter dem Stand, in dem das lagert, was sich nicht verkaufen lässt. Etwas angewelkt, angeschlagen oder schon ein wenig schimmelig, von Mäusen benagt. Frauen, die kleine Kinder auf dem Arm halten, bekommen manchmal etwas geschenkt von gutherzigen Bauersfrauen, einen zusätzlichen Apfel, ein Handvoll Weinbeeren, ein süßes Küchlein für das Kleine beim Bäcker. Der Reif wird auch Mirini helfen, ihre karge Kost ein

wenig aufzubessern. Gestern sind die drei Brotlaibe in ein feines Tuch aus Strauchwolle eingeschlagen gewesen, sie kann es gut gebrauchen zum Schutz gegen die Sonne und um ihr Gesicht dahinter zu verbergen. Und dabei gelegen hat ein Zettel mit einer Nachricht. „Komm heute Nacht zum Ufer des Sees, da wo die drei roten Pfähle stehen.“ Aber sie hat sich nicht getraut, dorthin zu gehen, sie darf das Haus nicht verlassen ohne Auftrag und Wache, sie wird bestraft, wenn sie dabei gesehen wird.

Mirini seufzt, als sie aus ihrem einfachen Bett aufsteht und die Blutflecken auf dem groben Laken sieht. Sie hat die Krämpfe schon in der Nacht gespürt, ihr stehen vier schmerzvolle Tage bevor. So ist es immer einmal im Mond, wenn sie blutet, es tut schrecklich weh. Früher hat sie einen Kräutertee dagegen gehabt, er hat geholfen, aber sie ist kein Kind im Haushalt des Heermeisters mehr, die Dienste der Hebamme stehen ihr nicht mehr zu. Man kann ihn kaufen in einem Laden am Marktplatz, in dem Medizin gehandelt wird, aber sie hat keine Plättchen. Sie arbeitet schwer, ihre einzige Entlohnung sind die kleine Hütte, in der sie schläft, und zwei karge Mahlzeiten am Tag. Sie wird es einfach ertragen müssen, so wie die letzten beiden Male auch.

Es ist ein furchtbarer Morgen gewesen im Haus des Heermeisters, als er festgestellt hat, dass ihm sein Gefangener entkommen ist. Und es hat den armen Roaq das Leben gekostet, sein eigener Herr hat ihn getötet. Ihm sein Schwert über die Kehle gezogen, dummer Köter, liegt hier und gibt keinen Laut, wenn sich einer am Block zu schaffen macht. Die Eisen sind geöffnet worden, nicht gesprengt, sie finden die Stifte im Staub, aber keine Spuren. Es hat geregnet vor Sonnenaufgang, sie werden die Hunde die Witterung

trotzdem aufnehmen lassen. Weit kann er ja noch nicht gekommen sein in seinem Zustand zu Fuß und in der Nacht. Dann meldet der Stallmeister, dass eines der Pferde fehlt, Mirinis kleine Stute. Nein, kein Sattel, nur das Zaumzeug fehlt. Aber es hat diese neumodischen Schnallen, man kann sie nicht schließen mit einer Hand. Die sich auch noch kaum bewegen lässt mit dem gebrochenen Gelenk. Schnell steht fest, er hat Hilfe gehabt, aber von wem? Wer würde es wagen, sich dem Willen des Heermeisters zu widersetzen? Es ist seine jüngste Tochter, die es ihm einflüstert. Sie hat Mirini gesehen, sie ist von draußen gekommen. Auf dem Abtritt kann sie nicht gewesen sein, da war sie selbst gerade, und die Küche liegt innerhalb des Hauses, wo also ist sie hergekommen? Sie wird streng befragt, sie gibt es nicht zu, aber sie leugnet es auch nicht. Sie sagt einfach gar nichts. Diesmal ist es der Heermeister, der zuschlägt, sein Sohn hat seine Unbeherrschtheit von ihm geerbt. Er schlägt sie mit der Reitgerte, als er endlich von ihr abgelässt, liegt sie mit blutenden Striemen im Gesicht, an den Händen und Oberarmen schluchzend vor ihm auf dem Boden. Aber noch immer sagt sie kein Wort.

Er ruft laut nach Pferden und Hunden, Mirinis Bestrafung überlässt er seiner Frau. Aber er will sie nicht mehr an seinem Tisch sehen, sie hat die Hand gebissen, die sie füttert, ab sofort arbeitet sie für ihr Essen. Auch die Frau des Heermeisters ist empört, Mirini steckt noch mehr Schläge und Tritte ein, dann wird sie an einem Arm zu einer kleinen Hütte gezerrt, die an der Mauer steht. Das ist jetzt ihr Zuhause, hier wird sie schlafen, und sie wird in der Küche arbeiten. Als Dienstmagd, sie wird Binsen schneiden, Wäsche waschen, die beiden Abtritte säubern. Bis jetzt ist sie behandelt worden wie eine Tochter des Hauses, damit ist es jetzt vorbei. Sie hat es

sich selbst zuzuschreiben, dem Willen des Heermeisters widersetzt man sich nicht, und man befreit nicht seine Gefangenen.

Sie hat es schwer gehabt in der nächsten Zeit, jeder im Haus hat sie deutlich seinen Unwillen spüren lassen. Sie hat kein gutes Wort mehr gehört, die niedrigsten Arbeiten verrichten müssen, oft geweint in ihrer kalten Hütte. Und am Ufer des Sees gestanden, wie werden sie sich anfühlen, die Zähne der grausamen Echsen? Schlimmer als der Biss der Reitgerte, die die schrecklichen Narben hinterlassen hat auf ihren Armen und in ihrem Gesicht? Aber etwas hat sie davon abgehalten. Sie sieht immer noch seine Augen vor sich, tiefbraun mit kleinen goldenen Funken darin. Sie hat immer noch seine Stimme im Ohr, komm mit mir, An'tla.

Sie haben drei Tage lang nach ihm gesucht in der Umgebung des Dorfes am Ufer des Sees, der Heermeister ist von Tag zu Tag gereizter geworden, sie haben ihn nicht gefunden. Dann haben sie es aufgegeben, entweder er ist entkommen oder liegt irgendwo tot. Und am vierten Tag ist er fortgebracht worden. Von der Person, zu der er gewollt hat, die nach ihm geschickt hat, weil eine Nachricht weiterzugeben ist. Heimlich, am Abend im Schutz der Dunkelheit in einem Fischerboot über den See. Sie haben ihn dahin zurückgebracht, woher er gekommen ist. Und sie hätten keinen Tag länger warten dürfen.

Der junge Mann hat genickt, als Mirini ihn gefragt hat, ob er mit einer Hand reiten kann. Aber ihm war bewusst, dass er es nicht kann. Nicht auf einem fremden Pferd ohne Sattel und Steigbügel, nicht mit einem gebrochenen Handgelenk. Er kann die Finger seiner rechten Hand kaum schließen, geschweige denn damit die Zügel halten, er wäre nicht weit gekom-

men. Aber er hat gewusst, wohin er sich wenden muss, um Hilfe zu finden. An das Ufer des Sees, da wo die drei roten Pfähle stehen. Der Diener des Mannes, zu dem er unterwegs war, wartet dort auf ihn. Schon in der fünften Nacht, er war dorthin unterwegs, als die zwei Soldaten aus der Armee von Beth'narn plötzlich laut brüllend aus dem Schilf am Ufer gesprungen sind. Sein Pferd war nicht schlachterprobt, es hat gescheut, ist gestiegen, er ist gefallen und hat sich das Handgelenk gebrochen. Na toll, das ist ihm nicht mehr passiert, seit er vier war, aber mit dem Schwert kämpfen kann er beidhändig, der Waffenmeister seines Vaters hat darauf bestanden, dass er es lernt. Viele Gegner schlagen nach der Schwerthand eines Mannes, wenn sie verletzt ist, kann man nicht mehr kämpfen, aber gut, dass Melak uns zwei gegeben hat, oder? Also kann er auch mit beiden kämpfen, Rechtshänder tun sich schwer, wenn sie gegen einen Linkshänder antreten müssen, und es verwirrt sie, wenn er die Hand wechselt mittendrin. Es hat ihm eine Menge dunkle Flecken eingebracht von den hölzernen Übungsschwertern, aber er hat es gelernt. Er hat kurzen Prozess gemacht mit den beiden, leider hat er nicht verhindern können, dass sie seinem Pferd die Kehle durchschneiden. Er hat einen Moment ausruhen wollen, als er mit ihnen fertig war, sein Handgelenk schmerzt höllisch, er hat Durst, als sie plötzlich wie aus dem Nichts vor ihm aufgetaucht sind. Ein Reitertrupp aus Beth'narn, er erkennt es an den blauweißen Überwürfen, eines der Pferde trägt einen Toten. Und seinen Hund, jeder in der Armee von Beth'anu hasst diese Bestien. Aber er kommt allein nicht an gegen sechzehn Krieger, erst recht nicht mit einer Hand, und er ist schon erschöpft von dem Kampf gegen die Soldaten. Er hat ein Stoßgebet an Melak gesandt und sich ergeben. Er wird dieser Falle schon entkommen irgendwie.

Er hat mit der linken Hand nach seinem Schwert gegriffen, es ziehen und vor sich auf den Boden legen wollen als Zeichen seiner Kapitulation, aber der Hund, der neben einem der Reiter gestanden hat, hat seine Bewegung falsch gedeutet. Er hat kein Kommando seines Besitzers gehört, trotzdem hat er ihn angesprungen und seine Hand zwischen seinen Fängen zermalmt. Er hat die Knochen brechen, die Sehnen reißen hören, der Schmerz war kaum zu ertragen, er hat ihm fast die Sinne geraubt. Der große Mann, neben dessen Pferd der Hund gestanden hat, ist abgestiegen und hat sein Schwert gezogen, aber eine Stimme hat ihn zurückgehalten. Erst da hat er ihn erkannt, es ist der Heermeister von Beth'narn. Oh Melak sei gnädig. Er ist bekannt für seine Grausamkeit, sie nehmen ihre Toten mit, die Verwundeten, die sich nicht mehr aus eigener Kraft vom Schlachtfeld bewegen können, lassen sie liegen. Sein Vater hat ihm einmal erzählt, was sie vorgefunden haben, als sie nach dem ersten missglückten Feldzug vor zehn Jahren ihre Toten eingesammelt haben. Die Verletzten aus Beth'anu sind schon fortgebracht worden, nur sie haben dort noch gelegen, die jammernenden, stöhnenden, schreienden Männer in den blauweißen Überwürfen. Zurückgelassen wie Abfall, ihre eigenen Armeeärzte haben sich um sie gekümmert. Manche haben sie retten können, viele nicht, aber die, die sie gerettet haben, sind heute treue Untertanen des Thain von Beth'anu. Sie sind ihm dankbar für ihr Leben, sie haben gesehen, dass es auch anders geht. Wie jene in den gelbroten Überwürfen, die zu schwer verwundet waren, um noch zu kämpfen, hinter die Schlachtlinie gebracht worden sind, dass sich dort jemand um sie gekümmert hat, sie haben sie nicht liegen lassen, in den Staub getreten in dem Getümmel um sie herum.

Es war ein langer Weg für ihn bis in den Hof des Hauses des Heermeisters, sie haben seine Hände mit einem Seil gefesselt und sind nicht zimperlich dabei gewesen, dann haben sie es an das Pferd gebunden, das den Toten trägt. Sie sind langsam geritten, trotzdem ist er oft gefallen. Wieder auf die Beine gekommen, wieder gefallen, mitgeschleift worden, hat sich wieder auf die Füße gekämpft. Und am Tor des Hauses hat er die junge Frau mit den dunklen Haaren stehen sehen. Sie hat mit Tränen in den Augen auf den Toten geblickt, und dann hat sie ihn angesehen. Nur kurz, aber er hat die Trauer erkannt in ihren wunderschönen grünen Augen. Ist er ihr Liebster gewesen? Sie kommt ihm seltsam vertraut vor, als ob er sie schon einmal gesehen hat, er kennt das Gesicht und diese Augen. Sie zerren ihn gnadenlos weiter, der Schmerz in seinen zerschundenen Knien ist nur eine weitere Woge in einem Meer von Schmerzen. Er erinnert sich an das, was der Yen-Meister seines Vaters ihm gelehrt hat. „Wenn du in einer Situation bist, aus der du dich nicht befreien kannst, versenke dich in dir selbst. Suche nach deinem Yen‘gi, es ist stark, es wird dir helfen, zu ertragen, was Menschen dir antun.“ Er hat es versucht, es hat seine Schmerzen gelindert, dann ist ihm der Geruch kalten klaren Wassers in die Nase gestiegen. Er hat seine Augen geöffnet und in ihre gesehen, er hat den Namen geflüstert, der ihm in den Sinn gekommen ist, Deneri, aber sie hat nicht reagiert darauf. Nur die Schale gehalten, damit er trinken kann, und ein paar Tropfen sanft von seinem Kinn gewischt.

Er hat gefroren in der Nacht, er hat sich wieder auf die Suche nach seinem Yen‘gi gemacht, es hat geholfen. Am anderen Morgen hat ihn ein Schwall kaltes Wasser geweckt, er hat es selbst gerochen, er hat sich beschmutzt. Sein Ahnvater ist ihm in den Sinn gekommen, ihm ist es manchmal so er-

gangen in seinem letzten Lebensjahr. Er meint fast seine Stimme zu hören „So ist das mit einem Leben. Wenn du ein Säugling bist, weißt du es nicht besser. Wenn du ein alter Mann bist, kannst du es nicht besser. Und nun geh und befreie dich von meiner Gegenwart und meinem Gestank.“ Aber er hat sein Yen’gi nicht mehr gefunden danach, er hat sich krank gefühlt. Ihm ist unerträglich heiß geworden in der Sonne, dann hat er gefroren, dass seine Zähne geklappert und die Ketten, die ihn halten, geklirrt haben. Er hat die junge Frau wiedergesehen, er ist ihr mit seinem Blick gefolgt. Manchmal ist sie zu ihm gekommen, ein Schluck Wasser, ein Bissen Brot, einmal hat sie ihm etwas in den Mund geschoben, es hat wundervoll geschmeckt. Ein Stück einer Frucht, süß und saftig, er hat versucht, sich an ihren Namen zu erinnern, er ist ihm nicht eingefallen. Er hat gesehen, wie der große Mann sie beschimpft und geschlagen hat, er hat die Worte gehört, sie haben keinen Sinn für ihn ergeben.

Am Abend hat der Wachposten ihn wieder mit einem Kübel Wasser übergossen, ihm ist so unerträglich kalt geworden. Er hat vergebens nach seinem Yen’gi gesucht, er hat aufgeben wollen. Dann ist ihm seine Mutter in den Sinn gekommen, er hat sie gesehen, wie sie an seinem Bett sitzt und seine Hand hält. Ihre andere Hand hat kühl auf seiner Stirn gelegen, sie hat leise gesprochen mit ihm. „Bald hast du es überstanden, mein Sohn, bald geht es dir wieder gut.“ Es hat ihn getröstet. Und am anderen Tag, als er den silbernen Bogen der Klinge gesehen hat und gespürt, was sie ihm antut, hat er sein Yen’gi gefunden. Und danach hat ihm nichts mehr etwas anhaben können.

Sie ist gekommen mitten in der Nacht, er hat ihre leisen Schritte gehört. Er hat gefürchtet um sie, die riesige Bestie liegt nicht weit von ihm entfernt, aber sie hat keine Furcht gezeigt vor ihr. Sie hat den Ring um seinen Hals gelöst und ihm wieder eine Schale Wasser an die Lippen gehalten, es hat so wundervoll geschmeckt. Sie hat auch seine Hand befreit, ihm aufgeholfen, ihn zu einer kleinen Pforte geführt, der Hund hat sich nicht gerührt. Nicht geknurrte, nicht gebellt, er ist einfach liegengeblieben. Er hat das Pferd gesehen, das auf ihn wartet, ein hübsches Tier. Eine Stute aus der Linie, die der Mar'thain des Landes züchtet in Beth'nindra, nur aufgezäumt, ohne Sattel. Sie hat ihn gefragt, ob er so reiten kann, er hat genickt, aber er hat es nicht gekonnt. Er hat sie nur mit den Schenkeln gelenkt, nicht weit, nur bis an das Ufer des Sees, da wo die drei roten Pfähle stehen. Der Diener des Mannes, zu dem er unterwegs war, hat dort auf ihn gewartet, und als er ihn gesehen hat, hat er gewusst, jetzt ist er in Sicherheit.

Es hat drei Tage gedauert, bis sie ihn haben zurückbringen können über den See in das Haus des Barar von Beth'kalar. Wo seine Eltern auf ihn gewartet haben, und die Ärzte, die sich jetzt um ihn kümmern werden. Ärzte, die gelernt haben an den Schulen des Reiches fern im Osten, die ihr Handwerk verstehen, nicht die stümperhaften Heiler von Beth'narn, die ihren Patienten mehr schaden als nutzen. Der Heermeister hat getobt, er hat zwei Pferde zuschanden geritten auf der Suche nach ihm, es ist noch ein Hund von seiner Hand gestorben, weil er sie auf eine falsche Fährte geführt hat. Sie haben das Pferd gefunden, Mirinis kleine Stute, tot in der Nähe einer Oase in der Wüste im Norden von Beth'narn. Aber ihn haben sie nicht gefunden.

Er hat in einem Bett in einem Haus gelegen, sorgsam abgeschirmt, und er ist todkrank gewesen. Seine Wunden sind entzündet, er hat gefiebert im Fieber, sich gewälzt in seinem Bett, sie nicht erkannt. Hat immerzu nach Deneri gefragt, und nach einer Frau mit grünen Augen, so grün wie der Stein, aus dem die Statue geschnitten ist, die in seinem Schlafzimmer auf der Truhe steht. Sie haben ihm Honigwasser eingeflößt, er hat es wieder erbrochen. Sich und das Bett beschmutzt, er hat es nicht besser gewusst. Sie haben ihn sorgsam gepflegt und gehofft, dass der Heermeister seine Suche nach ihm endlich aufgibt, dass sie ihn in die Obhut der Ärzte schaffen können, bevor er ihnen unter den Händen wegstirbt. Damit sie ihn noch lebend über den See bringen, Tenaro ab'Daikim, achtzehn Jahre alt, Sa'Rimar von Beth'anu. Der älteste Sohn des Thain, Kronprinz, Thronfolger und ihr zukünftiger Herrscher.

Am vierten Tag haben sie es gewagt, es wagen müssen, sie haben befürchtet, dass er den Tag nicht überlebt. Sie haben ihn in einen Teppich eingewickelt aus dem Haus gebracht, sind kontrolliert worden von einer der Kriegergruppen, die immer noch durch die Stadt patrouillieren. Und haben erleichtert die Luft ausgestoßen, als sie weitergefahren sind, dass er still geblieben ist, nicht wieder gefragt hat nach Deneri und der Frau mit den grünen Augen. Schmerzen hat er keine gehabt, sie haben schon Nachricht geschickt nach Beth'kalar, der Bote ist zurückgekommen mit einer kleinen Phiole und einer genauen Anweisung, drei Tropfen der Tinktur in seinen Mund alle sechs Stunden, das wird ihn ruhig halten. Auf dem Deck des Bootes, das sie über den See gebracht hat, hat ihn der Diener des Mannes in seinen Armen gehalten, ein riesiger Mek'ta mit einer Haut von der Farbe dunklen Holzes, sein Name ist Metú. Er kennt Tenaro sein ganzes Leben

lang, hat ihn schon als Säugling auf seinen Knien gewiegt. Wenn er es übersteht, sein kleiner Prinz, dann wird er ihn fragen, wer ihm das angetan hat. Und so lange es auch dauert, derjenige wird bezahlen dafür.

Sie werden schon erwartet am Kai des Hauses, als das Boot endlich anlegt, Metú trägt Tenaro bis in das Zimmer, das die Ärzte für seine Behandlung vorbereitet haben. Im Raum daneben wartet ein großes weiches Bett auf ihn, dort wird er sich erholen. Seine Mutter hat weinend beide Hände vor den Mund geschlagen beim Anblick ihres geliebten Kindes, und sie weint auch in den Armen ihres Mannes, als sie ihn einmal wimmern hören hinter der Tür, durch die sie nicht haben gehen dürfen. Sie sitzen auf Stühlen davor, und es dauert so lange. Die Sonne ist schon untergegangen über der Wüste am anderen Ufer des Sees, als sich die Tür endlich öffnet und einer der Ärzte heraustritt. Und er lächelt. Er wird es überleben. Der Sa'Rimar, der Liebling aller Bewohner von Beth'anu, er wird ihnen erhalten bleiben.

Sie haben ihn noch einmal operieren müssen, die Platzwunde in seiner Augenbraue und den Schnitt auf seiner Wange wieder geöffnet, gesäubert und genäht. Die Narben werden ihm erhalten bleiben, aber sie werden später kaum zu sehen sein. Die Striemen auf seinem Rücken sind nicht tief, nicht alle haben sich geöffnet, sie sind versorgt und werden hoffentlich sauber abheilen, es wird Narben geben, aber nicht viele. Nur auf dem Rücken schlafen mit ausgebreiteten Armen, wie er es so gern tut, wird er eine Zeitlang nicht können. Die Wunden auf seinen Knien und Unterschenkeln sind nur Schürfungen und kleine Schnitte, sie sind gesäubert und mit Salbenverbänden bedeckt, sie werden am schnellsten heilen. Sein rechtes Handgelenk ist gerichtet und mit einem festen Verband versehen, wenn die Knochen

wieder zusammengewachsen sind, wird sich zeigen, ob er es wieder wird beugen können wie früher, aber Prinz Tenaro ist noch jung, seine Knochen heilen noch gut. Nur sein linker Arm. Die Hand können sie ihm nicht wiedergeben, sie haben den Stumpf noch einmal kürzen müssen, um ihn sauber vernähen zu können. Nicht viel, und er wird später eine Kappe darüber tragen können oder eine nachgemachte Hand. Sie haben getan, was zu tun war, jetzt braucht er erst einmal Ruhe, ausreichend Schlaf und gutes Essen. Das Fieber wird vergehen in den nächsten drei Tagen, seine Jugend wird helfen, er wird es bald überstanden haben. Er wird wieder mit seinem frechen Grinsen bei ihnen am Tisch sitzen, mit seinen Brüdern scherzen, seine Schwestern auslachen, mit Griud, seinem schwarzen Hengst, die Landstraßen in der Umgebung der Feste des Thain unsicher machen. Nur wer ist die Frau mit den grünen Augen, er fragt immerzu nach ihr.

Jetzt dürfen sie auch zu ihm, er liegt schon in dem großen Bett. Auf der Seite, abgestützt mit einem dicken Polster, er soll noch nicht auf dem Rücken liegen. Er schläft tief und fest, aber er ist erschreckend bleich. Noch hat ihn das Fieber im Griff, er hat Schweißperlen auf der Stirn. Er sieht so krank aus, die Thaini weint bei seinem Anblick. Er hat schon einmal so vor ihr gelegen, damals ist er fünf gewesen, das Viertagefieber hat ihn erwischt, wie die Hälfte der Kinder in Beth'anu. Es sind so viele daran gestorben damals, er hat es überstanden. Er wird es auch diesmal überstehen, die Ärzte haben es ihr versichert, aber wird er noch der Gleiche sein, wenn er die Augen wieder aufschlägt? Und wer ist die Frau mit den grünen Augen? Er wird es ihnen erzählen, wenn es ihm wieder besser geht, und dann machen sie sich auf die Suche nach ihr.

Kapitel 2

Auch Mirini ist es nicht gut ergangen in den Tagen, nachdem sie Tenaro zur Flucht verholfen hat. Der Heermeister ist außer sich gewesen vor Zorn, er hat brutal zugeschlagen, die Reitgerte blutige Striemen hinterlassen auf ihren Oberarmen, ihrem Gesicht, ihren Händen, mit denen sie versucht hat, es zu schützen. Die Tritte und Schläge der Hausherrin haben dunkle Flecken hinterlassen auf ihren Rippen und ihrem Bauch, ihr ist zwei Tage lang sehr übel gewesen. Ihr Blut drei Tage später gekommen, aber sie hat keinen Tee gehabt, die Krämpfe vier Tage lang ertragen, es hat sehr wehgetan. Sie haben ihr nicht einmal Zeit gelassen, sich zu erholen, sie haben sie zur Arbeit gezerzt gleich am nächsten Morgen, nachdem die Hausherrin sie in die kleine Hütte an der Mauer gestoßen hat. Kaum mehr als ein Verschlag, die ehemalige Schmiede, schon lange unbewohnt, seit das Haus des Heermeisters keinen eigenen Schmied mehr hat. Nur drei Bretterwände, die vierte bildet die Mauer mit dem Herd für das Schmiedefeuher, mit einem schrägen Dach. Gerade groß genug für ein Bett und einen winzigen Tisch, einen dreibeinigen wackeligen Hocker, eine Truhe hat sie nicht, nur Zapfen an den Wänden. Sie braucht sie auch nicht, das Kleid, das sie am Leib trägt, ist alles was ihr bleibt. Waschen wird sie sich wie die anderen Dienstboten in der Kammer neben der Küche, dort wird sie ihre kargen Mahlzeiten einnehmen morgens und abends, sie bekommt noch nicht einmal zu essen wie die anderen Dienstboten. Die Köchin hat ein Auge darauf, dass ihr niemand etwas zusteckt, sie hat den Heermeister verärgert, er wird wieder schimpfen über das Essen, bis er sich beruhigt hat. Sie tut kaum ein Auge zu in der

ersten Nacht, das Bett ist ein Sack voll altem Stroh auf ein paar Gurten und sie hat nur eine dünne Decke. Sie kniet davor, bevor sie sich darauf legt.

„Bitte, Melak, du großzügiger und weiser Gott, bitte rette ihn. Mach, dass er zurückfindet in seine Heimat, zu seiner Familie. Ich bitte dich.“ Und sie glaubt fest daran, dass ihr Gebet erhört wird, auch wenn sie es nie erfahren wird.

Sie erwacht zeitig am nächsten Morgen, es ist noch nicht einmal richtig hell. Es ist noch früh im Jahr, erst der dritte Mond, noch kalt in der Nacht und am Morgen, sie zittert unter ihrer dünnen Decke. Sie hört die Eisen der großen Pferde auf dem Kopfsteinpflaster des Hofes, sie werden zur Tränke geführt, es ist die erste Arbeit des Tages im Haushalt. Erst die Pferde, dann die Hunde, dann erst sind die Menschen dran. Sie hat kaum Zeit, Hände und Gesicht zu waschen, das raue Tuch schmerzt an ihren Wunden. Ihre Morgenmahlzeit steht schon bereit, eine Scheibe des groben dunklen Brotes, das einmal in jedem Drittel für die Dienstboten gebacken wird, ein Becher dünner Tee, kaum gesüßt. Sie bekommt noch einen schrumpeligen Apfel mit auf den Weg, dann wird sie losgeschickt zum Binsenschneiden. Und zurück kommt sie erst, wenn die Sonne am höchsten steht, keine Minute früher. Es ist ein trüber, regnerischer Tag, sie sieht die Sonne kaum. Sie kommt zu spät, die anderen sitzen schon beim Mittagmahl, aber sie bekommt nichts. Erst wieder am Abend, so hat es die Hausherrin bestimmt. Sie kann kaum den Löffel halten, mit dem sie ihre dünne Suppe isst, sie hat den ganzen Nachmittag Binsen gespalten. Die langen dünnen Blätter haben scharfe Kanten, zu den Striemen auf ihren Handrücken haben sich noch unzählige Schnitte gesellt. Sie muss noch beim Säubern des Geschirrs helfen nach dem Nachtmahl der Familie, das heiße Wasser brennt an ihren

Händen. Sie weint, als sie endlich wieder in ihrer Hütte ist, aber sie denkt an den jungen Mann. Der Heermeister ist heute den ganzen Tag unterwegs gewesen, aber der Block im Hof ist leer. Er hat ihn nicht gefunden. Gedankt sei Melak.

Tag hat sich an Tag gereiht, sie hat sich eingefunden in ihr neues Leben. Es ist hart und trist, und erfüllt von schwerer Arbeit. Ihre Wunden sind geheilt, sie sieht die Narben an ihren Händen und ihren Armen, sie wird sie auch im Gesicht haben. Sehen kann sie sie nicht, sie hat keine der silbernen Platten mehr, und das Wasser des Sees ist zu trüb, um etwas zu spiegeln, aber sie hat sie ertastet. Zwei auf der Stirn, sie überkreuzen sich, zwei auf der linken Wange, eine auf der rechten. Und eine im Mundwinkel, sie fühlt sich wulstig an unter ihren tastenden Fingern, Wunden an den Lippen heilen schlecht. Ihre Hände sind jetzt immer bedeckt mit kleinen schmerzhaften Schnitten, sie schneidet oft Binsen. Sie flechten keine Körbe daraus, sie werden gespalten und getrocknet, dann werden Dochte daraus gedreht und in flüssiges Wachs getaucht, sie dienen der Dienerschaft als Kerzen in der dunklen Jahreszeit. Mirini ist schlank gewesen, jetzt wird sie mager. Sie bekommt nur zwei Mahlzeiten am Tag, morgens eine Scheibe des groben dunklen Brotes, manchmal mit ein wenig gesäuertem Rahm darauf gekratzt, wenn der Liebhaber der Köchin in der Nacht bei ihr war, dann ist sie gut gelaunt und etwas weniger hartherzig. Dazu eine Schale dünnen Kräutertee, der dritte Aufguss aus der großen Kanne. Kaum gesüßt, manchmal schmeckt er bitter, wenn er zu lange gestanden hat. Einen verschrumpelten Apfel, eine geplatze Pena, einen Granatapfel, der schon schimmelt am Stiel. Eine Stange Lauch oder eine Wurzel, an denen eine Maus genagt hat. Einmal einen der kleinen süßen Brotlaibe, übriggeblieben vom Vortag, weil

der Heermeister überraschend mit seinen Männern an den Sitz des Fürsten gerufen worden ist. Abends eine Schale Gemüsesuppe, sie findet kaum einmal ein Stück Gemüse darin, und wieder eine Schnitte des groben Brotes. Sie bekommt nichts ab von dem Nachtsch, den die Köchin anschließend auf den Tisch der Dienstboten stellt, gesäuerter Rahm gesüßt mit Honig oder eingekochtem Granatapfelsaft, oder einer Mischung aus Äpfeln, Pirsis und Beeren. Es ist schmale Kost, sie wird kaum einmal satt davon, aber sie überlebt damit. Und jeden Abend kniet sie an ihrem Bett und betet zu Melak. Sie erbittet nichts für sich, sie erträgt, was sie zu tragen hat, sie betet nur um eins. Dass der junge Mann sicher heimgekehrt ist in den Schoß seiner Familie.

Und sie arbeitet hart. Binsen schneiden alle drei Tage, die Schnitte an ihren Händen heilen kaum noch. Sie sind wund und rissig vom Reinigen des Geschirrs und Wäschewaschen, manchmal laufen Tränen aus ihren Augen, weil sie das Brennen kaum noch ertragen kann. Besonders schlimm ist es, wenn sie die Abtritte gereinigt hat, es gibt zwei davon, einen für die Männer und einen für die Frauen. Sie halten sich zurück, sie betreten ihn nicht, wenn sie Wände und Sitz mit der scharfen Lauge abschrubbt, die Männer kennen diese Scham nicht. Sie muss oft auf die Seite treten, wenn sie hereinkommen, die Schnüre an ihren Hosen öffnen und das herausholen, nachdem die Frauen verzückt seufzen. Oder auch nicht, ein Teil der Wut der Hausherrin ist dem Umstand geschuldet, dass der Heermeister kein sanfter Mann ist. Er hat sie genommen in der Nacht nach der Flucht des jungen Mannes, er hat seine Wut an ihr abreagiert, er ist noch grober gewesen als sonst. Sie hat geblutet danach, die Hebamme, die sie hat kommen lassen, hat sie beruhigt. Nur ein kleiner Riss, wie nach einer Geburt, wenn der

Kopf des Kindes zu groß ist oder zu schnell ausgetreten, er wird heilen. Aber es tut weh, sie kann kaum sitzen, Mirini hat es zu spüren bekommen. Und als sie drei Tage später gesehen hat, wie sie sich krümmt unter den Krämpfen ihres Blutes, hat sie ihr den lindernden Tee verweigert. Sie leidet Schmerzen wegen ihr, warum soll sie es ihr leichter machen?

Mirini steht mit abgewandtem Kopf, wenn sich die Männer des Haushalts neben ihr erleichtern. Sie weiß, was dort zu sehen ist, und sie weiß auch, was es bewirkt, wenn sich die Hand einer Frau sanft darauflegt. Sie hat es gesehen bei Drobar in der Nacht, bevor sie ausgeritten sind auf ihren letzten Feldzug. Er ist sanft und liebevoll zu ihr gewesen, hat sie auf sein Bett gezogen, seinen Arm um sie gelegt und sie zurückgehalten, als sie die Schnüre ihres Kleides hat öffnen wollen. Das muss sie nicht tun, er möchte nur eins von ihr. Dass sie ihre Hand dort hinlegt, wo er bisher nur seine eigene gespürt hat. Sie hat es getan, und was es bewirkt hat, hat sie überrascht. Sie hat sein leises Stöhnen gehört, sanft ihre Finger bewegt, er hat ihren Mund gesucht und sie zärtlich geküsst. Seine Hand unter ihr Kleid geschoben und sacht über ihre Beine gestrichen. Sie hat ihre Hand um ihn geschlossen, ihn sanft massiert und er ist in ihrer Hand gekommen. Hat ge-seufzt danach, sie ein wenig fester an sich gezogen und ist mit einem glücklichen Lächeln im Gesicht eingeschlafen. Sie haben es noch einmal getan, am Morgen bevor er sich angezogen hat, und er hat sie am Tor zum Abschied geküsst. Zurückgebracht zu ihr haben sie ihn tot, und mit ihm den jungen Mann mit den tiefbraunen Augen mit den kleinen goldenen Funken darin. Und sie betet jeden Abend, dass er noch lebt, dass er zurückgekehrt ist in seine Heimat, dass er erleben wird, was die sanfte Hand einer Frau bewirkt, wenn sie sie dort hinlegt.

Und heute steht der vierte Korb in ihrer Fensteröffnung. Es ist nur ein Loch in der Mauer, man blickt daraus auf die kleine Gasse, die sich daran entlangzieht, es ist verschlossen mit einer hölzernen Klappe. Aber sie hört sie nie gehen, wer immer die Körbchen bringt, er kommt heimlich wie ein Dieb in der Nacht. In den frühen Morgenstunden, die kleinen süßen Brote sind immer frisch, manchmal noch warm vom Ofen. Auch dieser Korb ist wie die anderen in dem hübschen Muster geflochten, das sie nicht kennt. Die Speichen sind nicht gekürzt und zurückgebogen zu einem Rand, sie sind mit einem geflochtenen gelbroten Band zusammengebunden, um den Inhalt zu schützen. Sie kennt die Farben, das gleiche Gelb und Rot wie der Überwurf des jungen Mannes, wo man es noch hat erkennen können unter Schmutz und Blut. Sie findet auch heute wieder drei kleine Laibe Brot darin, eine Pena, prall und saftig, ein kleines geschnitztes Holzpferd und eine Phiole, gefüllt mit grünen Kügelchen. Mit einem Zettel umwickelt, „Medizin für blutende Frauen. Einfach schlucken, morgens zwei, abends drei, es lindert die Beschwerden.“ Geschrieben in einer steilen, fast kindlichen Handschrift, es ist nicht die des Mannes, dem der Medizinladen gehört, sie kennt sie von den Fläschchen, die manchmal neben dem Bett der Hausherin stehen. Sie kennt nur den lindernden Tee, aber in den letzten Tagen haben ihr die Körbchen nur Gutes gebracht, sie versucht es. Es ist noch früh am Morgen, also zwei, sie schluckt sie mit einem Becher des abgestandenen Wassers, das in einem Krug auf dem winzigen Tisch steht, sie darf ihn erst wieder füllen, wenn er geleert ist. Es dauert nicht lange, bis sich ein warmes Gefühl in ihrem Bauch ausbreitet, und als sie sich an den großen Esstisch in der Küche setzt, sind die Krämpfe vergangen, die sie so sehr

gequält haben die letzten beiden Male. Es wird ihr helfen, es leichter zu überstehen.

In der Küche herrscht große Aufregung, in zwei Tagen ist Sonnenwende, der Hausherr veranstaltet ein Fest zur Feier des längsten Tages. Seine jüngste Schwester hat sich angesagt, ihr erster Besuch, seit er ihr vor sieben Jahren ihr Kind aus den Armen gerissen und sie aus dem Haus gejagt hat. Er wird sie willkommen heißen als Gast, sie gehört nicht mehr zur Familie. Sie ist jetzt die Frau eines Ministers von Beth'nindra, und wenn sie hofft, das Kind zu sehen, wird sie enttäuscht werden. Es gibt kein Kind von ihr im Haushalt, nur noch eine Küchenmagd mit Narben an den Händen und im Gesicht, sie wird sie nur einmal zu sehen bekommen. Sie wird heute den Boden ihres Schlafzimmers reinigen, und das wird sie auch in den nächsten sechs Tagen jeden Morgen tun. In einem verschlissenen blauen Kleid, aber mit einem hübschen Tuch um den Kopf und einem gelbrot geflochtenen Band um den Hals, ein kleines geschnitztes Holzpferd baumelt daran. Sie werden sich begegnen auf dem Flur, Mirini wird das Tuch über ihr Gesicht ziehen und sich scheu mit gesenktem Kopf an die Wand drücken. Die jüngste Schwester des Heermeisters wird scharf die Luft einziehen, und noch zur gleichen Stunde wird sich ein Bote auf den Weg über den See zum Haus des Barar von Beth'kalar machen. Dort wird ein Pferd für ihn bereitstehen, und er wird es fast zuschanden reiten auf dem Weg zur Feste des Thain. Ein kleines geschnitztes Holzpferd, mit einer Öse auf dem Rücken, damit man ein geflochtenes gelbrotes Band hindurchziehen kann, sie hat es gesehen am Hals einer Dienstmagd im Haus des Heermeisters. Die Frau mit den grünen Augen ist gefunden. Der Plan des Yen-Meisters ist aufgegangen.

Tenaro hat lange gebraucht, um sich von der Folter zu erholen, er ist immer noch nicht ganz gesund. Leider ist nicht das eingetreten, was die Ärzte sich erhofft haben, das Fieber ist gesunken nach drei Tagen, aber zwei Tage später ist es zurückgekommen. Schlimmer als zuvor, es hat gewütet in ihm, sie haben die Naht an seinem Stumpf öffnen müssen, damit der Eiter abfließt, und der Arzt, der verantwortlich ist für die Gesundheit der Prinzen, hat mit dem Thain gesprochen. Das Schwert, das die Hand vom Arm getrennt hat, ist mitten durch das Gelenk gegangen, viele der kleinen Knochen, die das Handgelenk eines Menschen bilden, sind zersplittert, die stümperhafte Versorgung durch den Heiler des Heermeisters hat die Splitter nur noch tiefer ins Fleisch getrieben. Sie haben bei der letzten Operation viele entfernt, aber sie sind vorsichtig gewesen, sie haben so viel wie möglich vom unteren Arm des Prinzen erhalten wollen. Es hat nicht geholfen, der Stumpf ist wieder entflammt. Aber es bringt nichts, jetzt wieder ein Stückchen abzuschneiden, und in einem Drittel vielleicht wieder, es wird ihn mehr schwächen von Mal zu Mal, irgendwann wird er es nicht mehr aushalten. Lieber jetzt einmal einen glatten Schnitt, der sich gut versorgen lässt und sauber abheilt. Tenaros Vater hat nur gefragt wo, und er hat schauernd die Augen geschlossen, als der Arzt es ihm gezeigt hat. Er hat nur genickt, mit zusammengebissenen Zähnen, er hat es nicht aussprechen können. Der Arzt hat sich verbeugt und ist gegangen, und ein Drittel später hat Tenaros Vater am Bett seines Sohnes gesessen und lächelnd in seine wachen Augen geschaut. Noch ein wenig verhangen, er hat Schmerzen, aber die Ärzte haben beschlossen, die Medizin, mit der sie ihn ruhig gehalten haben, nach und nach abzusetzen. Der Körper verlangt nach ihr, wenn man sie zu lange nimmt, und es bringt nichts, das Leben des Prinzen zu ret-

ten, nur damit er danach nach einer Medizin giert, die ihn früher oder später umbringen wird. Die Schmerzen sind jetzt erträglich, und sie werden weniger werden mit jedem Tag, den Melak werden lässt.

Und er erträgt sie tapfer, er kann sogar schon wieder ein wenig schief grinsen, als er seinem Vater erzählt, wie er in seine missliche Lage geraten ist. Vom Pferd gefallen, das ist ihm nicht mehr passiert, seit er vier ist, auch damals hat er sich einen Knochen im unteren Arm gebrochen. Der Stallmeister hat das Tier abtun wollen, ein Pferd, das einen Prinzen fallen lässt, verdient das Leben nicht, aber Tenaro hat darauf beharrt, es war sein Fehler. Was kann denn das arme Pferd dafür, wenn er zu dumm ist, im Sattel zu bleiben? Und zwei Drittel später, an seinem fünften Geburtsfest, ist er auf ihm mitgeritten in dem Rennen zu seinen Ehren. Sie haben nicht gewonnen, dafür hat sein Arm zu sehr geschmerzt, aber sie sind noch lange Freunde geblieben. Und runtergefallen ist er danach nicht wieder. Das Pferd, von dem er diesmal gefallen ist, war eine junge Stute aus dem Stall der Kuriere des Thain. Tenaro leistet seinen Pflichtdienst bei ihnen ab, so halten es die Prinzen von Beth'anu schon seit Generationen. Der Thain unterhält ein stehendes Heer, die Männer, die ihm angehören, verpflichten sich auf Lebenszeit. Nicht so die Prinzen, sie treten ein mit sechzehn, dienen die drei Jahre, die der Pflichtdienst dauert, an ihrem neunzehnten Geburtsfest werden sie ehrenhaft entlassen. In dieser Zeit haben sie kennengelernt, was es heißt, ein Soldat in der Armee des Thain zu sein, es lehrt sie, ihnen ein besserer Kommandierender zu sein. Und sie entsprechen damit dem Leitspruch, der rund um das Siegel mit den drei Sternen im Ring auf das rechte Schulterblatt des Sa'Rimar eingeritzt wird und gefärbt mit blauer Tinte, wenn er noch kaum der Windel entwachsen ist. Praesis ut

Prosis Non ut Imperes. Sei Erster um zu dienen, nicht um zu herrschen. Ein Thain von Beth'anu dient seinem Volk, das macht ihn zu einem guten und gerechten Herrscher.

Die Stute hat noch kein Schlachtengetümmel erlebt, sie hat gescheut, als die beiden Männer plötzlich laut brüllend aus dem Schilf am Seeufer gesprungen sind. Es war auch sein Fehler, er hat sich ablenken lassen von der Vorfreude darauf, Metú wiederzusehen. Das Pferd ist gestiegen, er ist gefallen und hat versucht, sich mit der Hand abzustützen, dabei hat es ihnen Kan'to, der Meister, der sie eine Kampfkunst ohne Waffen aus einem Land fern im Osten gelehrt hat, als Erstes eingebläut. Wenn man fällt, egal wie, abrollen, nicht aufstützen. Fertig geworden ist er mit den beiden Männern auch mit einer Hand, die Platzwunde in der Augenbraue stammt von dem Sturz, der Schnitt auf seiner Wange von dem Schwert des zweiten Angreifers. Er hat mit einem Stich in die Brust dafür bezahlt, aber plötzlich hat der Reitertrupp aus Beth'narn vor ihm gestanden. Sechzehn Krieger und fünf der riesigen Hunde, und als er sein Schwert hat ziehen und es zum Zeichen seiner Kapitulation vor sich legen wollen, hat ihn der größte davon angesprungen und seine Hand zermalmt. Vieles von dem, was danach passiert ist, ist verschwommen, er kann sich kaum an den Weg erinnern, aber es ist nicht weit gewesen, sie sind noch am Abend des gleichen Tages vor dem Tor eines Hauses angekommen. Da hat er sie das erste Mal stehen sehen.

Eine junge Frau, fast noch ein Mädchen, in einem schlichten gelben Kleid. Sie hat sehr dunkles Haar gehabt, fast schwarz, es war in Flechten wie eine Krone um ihren Kopf gelegt, ein paar Löckchen haben sich um ihre Stirn

und ihre Wangen gekringelt. Und sie hat Augen gehabt in der Farbe des Steins, aus dem die Statue geschnitten ist, die zuhause auf seiner Truhe steht. Jadin, so nennt der Yen-Meister den Stein, und ihre jadingrünen Augen haben sehr traurig auf den Körper des jungen Mannes geblickt, der tot über dem Sattel seines Pferdes gelegen hat. Dann hat sie ihn angeblickt, nur für einen Moment, und er hat gemeint, er kennt sie, er weiß, wer sie ist. Sie haben ihn weitergezerrt und an den Block gekettet, sie ist gekommen und hat ihm Wasser gebracht. Er hat ihr in die Augen gesehen und sie bei dem Namen genannt, der ihm durch den Kopf gegangen ist, Deneri, aber sie hat nicht reagiert darauf, und er kennt keine Deneri, er kann sich nicht erinnern, je eine gekannt zu haben. Es ist kein Name, der in Beth'anu geläufig ist. Sein Vater weiß, woher er ihn kennt, er wird es ihm auch sagen. Aber nicht jetzt, erst später, wenn es seinem Erstgeborenen wieder gutgeht. Jetzt muss er wieder schlafen, in ein paar Tagen werden sie ihn zurückbringen in die Zimmerflucht des Sa'Rimar in der Feste des Thain. Dann ist immer noch Zeit genug dafür.

Aber er teilt Tenaros Sorge um das Wohlergehen der jungen Frau, sie hat ihm geholfen. Der Heermeister von Beth'narn ist als kalter, oft unherrscher Mann bekannt, wenn er herausfindet, dass sie ihm die Flucht ermöglicht, ihm sogar ihr eigenes Pferd überlassen hat, wird er sie bestrafen. Und er straft hart, er erinnert sich noch an die junge Frau, die eine Zeitlang im Haus des Barar von Beth'kalar gelebt hat. Sie war die jüngste Schwester des Heermeisters, reisende Händler haben sie in der nördlichen Sandwüste in der Nähe eine Oase gefunden, verzweifelt, krank und halb verdurstet. Er hat ihr das Kind von der Brust gerissen, kaum dass es geboren war, und sie aus dem Haus gejagt, weil sie sich geweigert hat, ihm den Namen des Va-

ters zu nennen. Später hat sie geheiratet, den Sohn eines Ministers des Mar'thain von Beth'nindra, sie sind sich in Beth'kalar begegnet. Sie ist mit ihm glücklich geworden. Und sie ist die Deneri, an die Tenaro sich nicht erinnert, er war erst zwei, als er sie gekannt hat. Und wenn es stimmt, was er sagt, dann ist die junge Frau, die seinen Sohn vor dem sicheren Tod bewahrt hat, das Kind, das der Heermeister ihr aus den Armen gerissen hat. Aber in seinem Haushalt gibt es keine junge Frau mehr mit dunklen Haaren und jadingrünen Augen.

Der Thain wäre ein schlechter Herrscher, wenn er sich nicht die Möglichkeit verschafft zu erfahren, ob von dem Land, das sein Thainan schon zweimal angegriffen hat, eine Gefahr ausgeht. Auch Tenaros Vater hat seine Spione, und er bezahlt sie gut. Nicht in Beth'nindra, seine Frau ist die Schwester des regierenden Mar'thain, die beiden Länder unterhalten wie die Familien freundschaftliche Beziehungen. Sie besuchen sich gegenseitig, es gibt wenig, was dem anderen verborgen bleibt. Aber in Beth'narn sogar zwei, sie wissen nicht einmal voneinander. Sie waren dieses Mal gewarnt, als die Armee von Beth'narn einmarschiert ist, der Thain hat seine Armee gegen sie gestellt, sie waren ihnen drei zu eins überlegen. Aber der Heermeister von Beth'narn hat nicht nachgegeben, er hat seine Männer gegen sie geschickt, es war keine Schlacht, es ist ein Gemetzel gewesen. Wenige sind dem Heermeister gefolgt, als er endlich genug gehabt und den Rückzug angetreten hat. Es hat Tote gegeben auf beiden Seiten, die grausamen Bestien an der Seite der Männer von Beth'narn haben ihren Tribut gefordert, und sie scheinen neun Leben zu haben wie eine Katze. Sie haben auch wieder genug Verwundete in den blauweißen Umhängen von Beth'narn

vom Feld getragen, sie lassen sie einfach liegen. Der Thain von Beth'anu hat ein paar dankbare Untertanen mehr.

Aber die Nachrichten, die den Thain erreichen, klingen nicht gut. Der Fürst von Beth'narn gibt seine Pläne nicht auf, er ist nach wie vor der Meinung, dass Beth'kalar an ihn hätte zurückfallen sollen, als der letzte Barar vor dreißig Jahren ohne Erben gestorben ist. Er wird es noch einmal versuchen früher oder später. Und ja, es hat eine junge Frau mit grünen Augen gegeben im Haushalt des Heermeisters, er hat sie sein Schwesterkind genannt. Dunkelhaarig, schlank, ein bezauberndes junges Mädchen, liebreizend und sanftmütig. Aber sie war nicht mehr anzutreffen bei seinem letzten Besuch, er hat vorsichtig nach ihr gefragt, die Hausherrin hat ihm erzählt, sie lebt nicht mehr hier, sie ist zu Besuch bei der Familie ihres Vaters. Und es wird ein langer Besuch werden.

Wo die angebliche Familie ihres Vaters wohnt, bekommt er nicht heraus, aber so schnell gibt er nicht auf. Und es gibt andere Möglichkeiten, er muss nicht die Hausherrin fragen. Dienstboten tratschen gern, wenn sie sich auf dem Markt beim Einkaufen treffen, der Liebhaber der Köchin steht in seinen Diensten, Händler, die Waren und Lebensmittel ins Haus des Heermeisters bringen, sehen und hören viel. Nach und nach wird klar, was sich wirklich abgespielt hat im Haushalt des Heermeisters. Sein Schwesterkind ist gar nicht verreist, es weiß doch niemand, wer ihr Vater ist. Sie ist nur kein Kind des Haushalts mehr, die Hausherrin lässt sie jetzt als Dienstmagd ihr Brot verdienen. Und so hübsch wie früher ist sie nicht mehr nach den Prügeln, die sie bezogen hat. Die Köchin findet es ungerecht, sie spricht darüber mit ihrem Liebhaber, es ist doch nie bewiesen worden, dass sie es

war, die dem jungen Mann zur Flucht verholfen hat. Es muss jemand aus dem Haushalt gewesen sein, sonst hätte der Hund angeschlagen, die Stute ist nicht wie die Schlachtrösser der Männer, sie folgt jedem, der sie am Zügel führt, und die jüngste Tochter hat Mirini nie leiden können, sie ist nicht so hübsch wie sie. Wer weiß, wen oder was sie wirklich gesehen hat in der Nacht. Er hat sie nur auf den Verdacht hin so zugerichtet, aber sie ist ja selbst daran schuld, warum hat sie den Mund nicht aufgetan? Der ganze Haushalt ist drittteilelang in Aufruhr gewesen, langsam kehrt wieder Ruhe ein, und so schlecht scheint es ihr ja nicht zu gehen in ihrer Hütte mit dem Loch in der Mauer als Fenster.

Mirini. Tenaros Vater fragt ihn, ob er sich an den Namen erinnert, er hat ihm erzählt, dass der Sohn des Heermeisters sie geschlagen und beschimpft hat. Hat er sie da bei diesem Namen genannt? Aber Tenaro kann sich nicht erinnern. Es ist ihm schlecht gegangen, das Wasser, das ihm die junge Frau gebracht hat, hat kaum einmal gereicht, seinen Durst zu stillen, er hat Hunger gehabt, Fieber, Schmerzen, er hat sich immer öfter zurückgezogen auf die Suche nach seinem Yen'gi. Gefunden hat er es, als er gespürt hat, wie seine Hand von seinem Arm getrennt wird, danach erinnert er sich kaum an etwas. Er hat auf einer dreieckigen Wiese gesessen, in der Mitte zwischen drei stehenden Steinen, es ist dort ruhig und friedlich gewesen. Er hat sich leicht gefühlt, frei, er hat keine Schmerzen gehabt, keine Angst, er hat dort verweilen wollen für immer. Manchmal hat er das Gefühl gehabt, dass er nicht allein ist, dass jemand bei ihm ist, aber er hat nie eine andere Person gesehen, wenn er die Augen geöffnet hat. Er kann sich nicht einmal daran erinnern, ob er mit der jungen Frau gesprochen, ob er ihr gedankt hat für seine Rettung, sie setzt so viel aufs Spiel für ihn. Erst als er am See bei den

drei roten Pfählen Metús entsetztes Aufkeuchen gehört hat, hat er wieder zurückgefunden, aber da ist er schon viel zu krank gewesen. Nein, er kann sich nicht erinnern an ihren Namen. Nur an ihre wunderschönen, warmen, jadingrünen Augen.

Er sitzt mit Metú auf dem Balkon seines Wohnzimmers in der Feste des Thain, als die Nachricht eintrifft, dass eine junge Frau gesehen worden ist, die das kleine geschnitzte Holzpferd an einem gelbroten geflochtenen Band um den Hals trägt. Er genießt die Sonnenstrahlen auf seinem Gesicht, seine Räume liegen nach Westen, es ist das warme weiche Licht des Nachmittags, das ihn umgibt. Es geht ihm viel besser, ganz gesund ist er noch nicht, und seine Mutter hat Recht behalten, er hat sich verändert. Er ist nicht mehr der draufgängerische Achtzehnjährige, der mit einem frechen Grinsen im Gesicht am Morgentisch erscheint, über seine Schwestern lacht, wenn sie sich wieder einmal lustig machen über die jungen Männer, die um sie herumschwirren wie die kleinen buntschillernden Vögel mit den langen Schnäbeln um die Blüten der Kletterpflanzen an den Balkonen. Sie aufzieht, dabei sind sie hässlich wie eine Erdechse, er schließt bei ihrem Anblick entsetzt die Augen. Seine Mutter hat ihn ausgeschimpft, sein Vater gelacht, so behandelt man junge Damen aber nicht, mein Sohn. Sie haben ihn beworfen mit kleinen Broten, er hat gute Reflexe, er hat sie gefangen. Und sich verneigt vor ihnen, das reicht jetzt für sein Morgenmahl, vielen Dank, ihr Lieben. Dann haben sie gemeinsam gelacht, zusammen gegessen und er ist gegangen, um seinen Dienst anzutreten. Er leistet ihn in der Garnison der Feste ab, das gibt ihm die Möglichkeit, ab und zu mit seiner Familie zu essen, ein wenig Bevorzugung wird dem Sa'Rimar zugestanden.

Aber was in Beth'narn geschehen ist, hat ihn verändert. Er ist ruhiger, ernster, sein Lachen nicht mehr so spontan, sein Lächeln kommt zögerlicher. Seine äußerlichen Wunden sind verheilt, die Narben in seinem Gesicht kaum zu sehen, er kann wieder auf dem Rücken schlafen, sein rechtes Handgelenk ist schon wieder fast so beweglich wie vor dem Bruch. Der Stumpf an seinem linken Arm ist verheilt, er trägt jetzt einen Verband und eine Kappe daran. Aus Bronze mit einer Auflage aus Gold, mit einem Scharnier, um das Anlegen zu erleichtern, mit den neumodischen Schnallen, und er kann sie schließen mit einer Hand. Nicht mehr lange, dann wird er auch wieder eine linke Hand haben, sogar mit beweglichen Fingern, der Goldschmied seines Vaters hat sich lange Gedanken darum gemacht. Eine massive Hand aus Gold ist zu schwer, und es ist zu weich, um daraus stabile Röhren zu formen. Also Bronze, mit einer Auflage aus Gold, aber es scheuert sich zu schnell ab an den Scharnieren der Finger. Also nur Bronze, und dann einen Handschuh aus dünnem Stoff darüber, gewebt aus hauchfein gesponnenen Goldfäden. Aber das Gewebe ist zu steif, die Finger lassen sich nicht biegen. Er versucht sich jetzt an einer Mischung, der Meister, der die Prinzen den Kampf ohne Waffen lehrt, hat ihn darauf gebracht. In dem Land, aus dem er stammt, steht es nur der höchsten Familie zu, sich mit Gold zu schmücken, aber es gibt ein Metall, das hart ist und wie Gold glänzt, wenn man es poliert. Wie Zinn, das silbern glänzt, wenn man es mit einer Paste aus Wasser und einem Pulver aus weichem weißem Stein scheuert, aber es ist eine Mischung, es enthält Kupfer und ein weiteres Metall. Im richtigen Verhältnis ergibt es ein goldfarbenedes Metall, sie nennen es Mes'in, aber er ist sich der Zusammensetzung nicht sicher. Er hat schon Nachricht gesandt in seine Heimat mit der Bitte, ihm die Rezeptur zu sen-

den, aber der Weg ist weit und führt durch zwei hohe Gebirgszüge. Drat'kalar, der Wassergeber, der im Osten von Beth'anu liegt und seine Grenze bildet. Danach folgen Meilen um Meilen, Tagesritt um Tagesritt Steppen, Grasebenen und Wüsten, bis man auf die Mauer um die Welt, Betail't'Dromar, stößt. Hoch, mit schneebedeckten Gipfeln und schroffen Hängen, kaum zu überwinden, es gibt nur zwei Pässe, und man kann sie nur in der warmen Jahreszeit übersteigen. Es wird noch Monate dauern, bis der Bote zurückkommt, solange will der Goldschmied nicht warten. Kupfer hat er genug, auch andere, seltenere Erze, sie werden in den Hängen des Drat'kalar gefunden, und er hat die Unterstützung des Alchemisten des Thain. Sie kommen der Sache langsam näher.

Es sind die inneren Wunden, die ihm der erzwungene Aufenthalt im Hof des Heermeisters zugefügt hat, an denen er krankt. Er leidet unter Albträumen, Metú schläft auf einer Liege in seinem Zimmer, damit er ihn beruhigen kann, wenn er wimmernd und nass von Schweiß aufwacht mitten in der Nacht. Dann hat er wieder am Ufer des Sees gestanden mit seiner Hand zwischen den Fängen des Hundes, auf dem Kopfsteinpflaster im Hof des Hauses gelegen und den Biss der Klinge gespürt, das Zischen der Knute in seinem Rücken gehört. Und er schafft es nicht mehr, sein Yen'gi zu finden. Er sehnt sich zurück in die Stille und den Frieden der dreieckigen Wiese mit den drei stehenden Steinen, aber der Yen-Meister hat ihm gesagt, dass er es nicht erzwingen kann. In Beth'narn sind es der Schmerz und die Erkenntnis über das Schreckliche gewesen, das ihm angetan wird, die ihn dorthin gebracht haben. Er meditiert oft mit ihm, er lehrt Tenaro, die Erinnerung daran zu unterdrücken, aber er wird noch eine lange Zeit brauchen,

bis er es überwunden hat. Und der Sa'Rimar ist in tiefer Sorge um die junge Frau, die ihm geholfen hat.

Er erfährt nicht alle Nachrichten, die aus Beth'narn eintreffen, es sind der Thain und der Yen-Meister, die darüber beratschlagen, Tenaros Vater schätzt die Weisheit und den Rat des alten Mannes. Es wird mit jedem eintreffenden Boten deutlicher, der Heermeister verdächtigt sein Schwesterkind, ihn hintergangen, den jungen Mann befreit zu haben. Und wenn wahr ist, was der Liebhaber der Köchin berichtet hat, wird sie jetzt wie eine Dienstmagd behandelt und haust in einer kleinen Hütte mit einem Loch in der Mauer als Fenster, das auf die Gasse dahinter führt. Dann wird es schwierig werden, an sie heranzukommen, Dienstboten dürfen nicht ohne Auftrag aus dem Haus, sie verlässt es nur, um am Ufer des Sees Binsen zu schneiden. Und sie wird bewacht dabei, ein Wachposten des Hauses steht neben ihr, damit sie nicht auf dumme Gedanken kommt, die scharfen Zähne der großen Echsen ihr nicht verlockender erscheinen als das Leben, das sie führt. Metú schlägt vor, es auf seine Weise zu lösen, dem Wachposten eins auf die Kappe, ihr einen Sack über den Kopf, ein Boot liegt bereit, die Fahrt über den See dauert nicht lange. Der Thain lacht, das wäre die einfachste Lösung, aber nicht am helllichten Tag. Es wird immer jemand in der Nähe sein, der Zeter und Mordio schreit, und sie wissen ja nicht einmal sicher, ob die junge Frau, die ein Tuch um den Kopf geschlungen hat und auch ihr Gesicht damit verbirgt, wirklich die ist, die sie suchen. Es kann mehr als eine junge Frau mit dunklen Haaren und grünen Augen geben, sie können nicht jede entführen, es weiß doch niemand, wie sie aussieht. Metú hat manchmal ein Mädchen mit dunklen Haaren gesehen, wenn er als Diener mit dem Verwandten des Thain im Haus des Heermeisters gewesen ist,

aber er hat kaum einmal in ihr Gesicht gesehen, er würde sie nicht wiedererkennen. Tenaro ist der Einzige, der ihr Gesicht kennt, und ihn werden sie um nichts in der Welt noch einmal nach Beth'narn lassen.

Sie lassen die Gasse auskundschaften, das Loch in der Mauer ist schnell gefunden. Mit einer Klappe, die sich nach außen aufstellen lässt, um wenigstens ein wenig frische Luft in die kleine Hütte zu lassen, aber es ist nicht groß genug, um jemanden hindurchzuziehen, mag er auch noch so klein und mager sein. Und sie müssen sicher sein, dass die Person, die sie mitnehmen, wirklich die ist, für die sie gehalten wird. Sie muss herausgelockt werden aus dem Haus des Heermeisters, am besten spät am Abend, und sie muss ein Zeichen tragen. Aber wie sollen sie es bewerkstelligen? Der Yen-Meister schmiedet einen Plan.

Metú wird zurückkehren in das Haus des Mannes, der die Nachrichten einsammelt in Beth'narn, er ist bekannt dort als sein Diener. Sie können sie nicht herausbringen durch das Loch in der Mauer, aber sie können etwas hineinbringen zu ihr. Körbe geflochten aus Binsen in einem Muster, das sie nicht kennt, gebunden mit Bändern in dem Gelb und Rot der Überwürfe von Beth'anu, sie wird es an Tenaro gesehen haben. Kleine Gaben, die ihr das Leben erleichtern, süßes Brot, Salbe für Hände und Gesicht, ein Armreif, mit dem sie auf dem Markt ihr karges Mahl aufbessern kann. Einen Zettel, wenn sie ein Kind des Haushalts war, wird sie lesen können, mit der Bitte um ein Treffen am Ufer des Sees bei den drei roten Pfählen. Ein feines Tuch, damit sie nicht mehr das raue Linnen tragen muss, Medizin, sie ist eine Frau, sie wird die Schmerzen spüren einmal im Mond. Und ein kleines geschnitztes Holzpferd mit einer Öse auf dem Rücken. Wenn sie

die ist, für die sie sie halten, wird sie verstehen, was sie damit sagen wollen, sie wird sich erinnern an die Farben, und vielleicht, nur vielleicht wird sie das gelbrote Band durch die Öse ziehen und es wie ein Schmuckstück tragen zur Erinnerung an eine kleine Stute aus Beth'nindra, die sie weggegeben hat, um einen jungen Mann zu retten, und die der Heermeister später tot in der Wüste gefunden hat. Und wenn sie es tut, wenn sie damit auftaucht am Ufer des Sees, dann schlägt deine Stunde, Metú. Dem Wachposten eins auf die Kappe, ihr einen Sack über den Kopf, ein Boot wird bereitliegen. Lass sie Zeter und Mordio schreien, nicht einmal der Heermeister von Beth'narn wird einen Krieg vom Zaun brechen wegen einer Dienstmagd. Auch nicht, wenn sie eigentlich sein Schwesterkind ist. Aber Metú wartet vergebens.

Und dann ist es ausgerechnet Deneri, ihre eigene Mutter, die sie damit sieht am vierten Tag ihres Aufenthalts im Haus des Heermeisters. Sie erkennt sie nicht, sie kann sie nicht erkennen, sie hat ja damals vor siebzehn Jahren kaum einen Blick werfen können auf das Kind, das sie geboren hat, noch nicht einmal sicher erkannt, ob es ein Mädchen oder ein Junge war. Und als der Heermeister ihr zwei Tage später einen Beutel mit kupfernen Plättchen vor die Füße geworfen und sie mit der Hundepeitsche aus dem Tor getrieben hat, hat sie nicht gewusst, ob es noch lebt. Sie sieht auch nicht viel von ihr, nur die Hand, die das Tuch vor ihr Gesicht zieht. Eine kleine Hand, gerötet und rau, bedeckt mit Narben und kaum verheilten Schnitten. Die Hand einer Dienstmagd, die hart arbeitet für ihr kärgliches Auskommen. Und sie drückt sich ängstlich an die Wand, als sie ihr begegnet am Morgen, als ob sie sich davor fürchtet, geschlagen oder aus dem Weg gestoßen zu werden. Das Kleid, das sie trägt, ist einmal blau gewesen, jetzt ist es verschlissen

und fadenscheinig, und oft geflickt. Sie trägt keine Schuhe, sie wendet den Kopf ab, aber sie trägt ein gelbrotes Band um den Hals, an dem ein kleines geschnitztes Holzpferd baumelt. Nach dem Ausschau zu halten sie die Thaini von Beth'anu in einem Brief gebeten hat, als sie ihr geschrieben hat, dass sie zur Feier der Sonnenwende im Haus des Heermeisters von Beth'narn weilt, ihr Mann ist von ihm eingeladen worden. Die beiden Frauen kennen sich seit der Zeit, die Deneri im Haus von Beth'kalar verbracht hat. Sie hat oft dort gesessen mit dem kleinen Tenaro auf dem Schoß und geweint um ihr Kind, dann hat sie ihren Mann kennen und lieben gelernt und ist ihm nach Beth'nindra gefolgt, sie hat ihm Kinder geboren. Ist eine ehrwürdige Matrone geworden über die Jahre, Tenaro hat sie nicht erkannt, als er sie später noch einmal gesehen hat. Mit sechzehn, er hatte gerade seinen Dienst in der Armee des Thain angetreten, er hat in der Ehrengarde Spalier gestanden, als der Mar'thain von Beth'nindra mit seinen Ministern den Thain besucht hat. Stillgestanden und die Augen geradeaus, er hat nur etwas Rundes in einem grünen Kleid in die Arme seiner Mutter sinken sehen. Er hat es nicht in Verbindung gebracht mit der jungen Frau, die ihn vor vierzehn Jahren so oft in den Armen gehalten hat.

Der Plan des Yen-Meisters ist aufgegangen, jeder in Beth'narn, der in Diensten des Thain von Beth'anu steht, weiß jetzt, woran er die junge Frau erkennt. Aber sie kommen nicht an sie heran, sie verlässt das Haus nicht mehr. Geht nicht auf den Markt, schneidet keine Binsen mehr am See, der Korb, den Metú am fünften Tag ins Fenster stellt, steht am nächsten Morgen noch unberührt. Und sie sind entsetzt, als sie hören, was der Liebhaber der Köchin berichtet. Die junge Frau ist verschwunden. Die Köchin hat es ihm erzählt, sie ist am Abend in ihre Hütte gegangen und am nächsten

Morgen nicht zu ihrem Tagewerk erschienen. Sie haben nachgesehen, sie war nicht zu finden. In der kleinen Hütte scheint es einen Kampf gegeben zu haben, das Bett war zertrümmert, der kleine Tisch zerschlagen und an dem wackeligen dreibeinigen Schemel haben sie Blut gefunden. Und am Türrahmen einen blutigen Handabdruck, die Köchin und der Hundemeister sind entsetzt zum Heermeister gelaufen und haben ihm berichtet davon, jemand hat Miri... die Dienstmagd aus der Hütte verschleppt. Der hat nur gelacht und nach seinem Morgenmahl verlangt. Nach ihr suchen lassen hat er nicht, nach dem Essen hat er sein Pferd satteln lassen und ist mit seinem ältesten Sohn aufgebrochen zum Haus des Fürsten, bald findet eine Ratssitzung statt. Es scheint niemanden zu kümmern, wo sie geblieben ist, es ist, als ob es sie nie gegeben hat, die junge Frau mit den dunklen Haaren und den jadingrünen Augen, die einmal das Schwesterkind des Heermeisters gewesen ist.

Und es scheint, dass der See sie verschlungen hat, es gibt kein Geflüster über sie auf dem Markt, die Köchin hat nichts mehr über sie zu berichten, am Seeufer schneidet keine Frau mehr Binsen und trägt dabei ein Tuch um Kopf und Gesicht geschlungen. Metú kehrt in die Feste des Thain zurück, er nimmt seinen Platz vor Tenaro wieder ein. Er ist sein Beschützer seit seiner Geburt, als er den kleinen Prinzen das erste Mal gesehen hat, war er einen Tag alt, und er ein Junge von 14 Jahren. In den Augen der Mek'tain ein Mann, und groß für sein Alter. Er hat ihn aufwachsen sehen, sein erstes Lächeln, seine ersten Schritte, seine ersten Worte. Auf seinem Schoß hat er gesessen, als die Ärzte an seinem dritten Geburtsfest das Siegel des Thain mit blauer Tinte in die Haut über seinem rechten Schulterblatt geritzt haben, er hat nicht viel gespürt davon, sie haben die Haut mit einer Paste aus

Pflanzen betäubt. Von da an ist er mehr gewesen als ein kleiner Junge, er ist der Sa'Rimar von Beth'anu geworden.

Sie haben zusammen reiten gelernt, schwimmen in dem kleinen Fluss, der an den Hängen des Drat'kalar entspringt, sich an der Feste vorbei durch das Land schlängelt und nicht weit vom Haus des Barar in Beth'kalar in den See mündet. Lesen und schreiben, Metú hat die Unterrichtsstunden tapfer ertragen. Es liegt ihm nicht, er ist kein Gelehrter, aber er kann es. Immer noch in einer steilen, fast kindlichen Handschrift, er hat den Zettel geschrieben, den Mirini in ihrem dritten Korb bei dem Tuch aus Strauchwolle gefunden hat. Sie ist nicht gekommen, aber es war den Versuch wert. Er hat vieles nicht verstanden von dem, was Tenaro hat lernen müssen, aber er hat es eingesehen, er muss es wissen, er wird einmal der Thain sein. Die Kampfkunst ohne Waffen und die Übungen mit dem Schwert haben ihm besser gelegen, er kann ein Schwert wie Tenaro mit beiden Händen führen, er kämpft auch am liebsten beidhändig. Er ist groß, hat eine enorme Reichweite, er ist ein gefürchteter Gegner. In der Schlacht vor zehn Jahren hat er an der Seite des Thain gekämpft und vier der großen Bestien erschlagen, die mit den Kriegern von Beth'narn in den Kampf ziehen. Er ist verwundet worden damals, er ist kein schöner Mann. Eine Narbe zieht sich über sein Gesicht, auf der linken Seite vom Haaransatz über das Auge bis in den Mundwinkel, er hebt sich nicht, wenn er lächelt oder lacht. Das tut er viel und gern, nicht einmal die kleinsten Kinder in Beth'anu, in der Feste des Thain, in dem Dorf vor ihren Mauern fürchten ihn. Er mag grimmig aussehen, aber er ist ein sanftmütiger Mann. Gegenüber jedem, der ihm wohlgesonnen entgegentritt, wie er mit den Feinden des Thain oder seines geliebten Prinzen umgeht, steht nicht auf diesem Blatt geschrieben.

Als Tenaro mit sechzehn seinen Dienst angetreten hat in der Armee, hat der Thain Metú nach Beth'narn geschickt, in das Haus des Mannes, der ihn mit Nachrichten versorgt. Er ist ein entfernter Verwandter des Thain, er hat sich vor zehn Jahren als Früchtehändler dort niedergelassen, nach dem ersten Überfall auf Beth'kalar. Ist ein großzügiger Gastgeber gewesen, hat sich Freunde gemacht, er hört und sieht viel. Er hat Metú als angeblichen Diener in sein Haus aufgenommen, in Wahrheit war er es, der für ihn Nachrichten über den See gebracht hat. Nur während der zweiten Schlacht hat er ihn nicht schicken können, Metú ist eine auffällige Gestalt, er hat Nachricht geschickt und um einen zuverlässigen Kurier gebeten, es gibt etwas, dass der Thain dringend erfahren muss, es sind Schriftstücke zu überbringen. Dass Tenaro an diesem Tag der einzig verfügbare Kurier war, war einfach Zufall, dass er in die Hände des Heermeisters gefallen ist, Schicksal. Wenn er nicht auf die beiden Soldaten am Seeufer getroffen wäre, er hätte sein Ziel längst erreicht an dem Tag, nicht in seinem gelbroten Überwurf, sondern in der Kleidung eines einfachen Landmanns. Er hätte schon sicher mit Metú im Haus des Mannes gesessen, der nach dem Kurier geschickt hat. Und er hat noch Glück im Unglück gehabt, weil der Heermeister die Zeichen auf seinem rechten Schulterblatt nicht erkannt hat, die ihn als Sa'Rimar von Beth'anu ausweisen, kaum jemand kennt sie, sie werden geheim gehalten. Er hätte nicht lange gefackelt, ihn eigenhändig getötet, ohne Gnade, wenn er gewusst hätte, wen er vor sich hat.

Kapitel 3

Tenaro ist nicht in seinen Dienst als Kurier zurückgekehrt, es gibt keine einhändigen Soldaten in der Armee des Thain. Er ist ehrenvoll als Verwundeter entlassen worden, er erhält sogar eine kleine Rente aus der Schatulle des Schatzmeisters des Heeres. Er behält sie nicht für sich, er gibt sie weiter an die alten Eltern eines jungen Mannes, der mit ihm bei den Kurieren gedient hat. Er ist in ein Scharmützel geraten, einer der riesigen Hunde hat ihm die Kehle zerfleischt, er ist qualvoll verblutet. Die Plättchen können ihn seinen Eltern nicht zurückgeben, aber sie helfen, ihren Lebensabend zu erleichtern, sie waren auf seine Unterstützung angewiesen. Er ist als Sa'Rimar an die Seite seines Vaters zurückgekehrt, er lernt jetzt, ein Thain zu sein. Nimmt mit ihm an den Sitzungen des Rates teil, sitzt an seiner Seite, wenn er Gericht hält, übernimmt Aufgaben. Er eröffnet eine Schule in einem kleinen Dorf, das sich an den Hängen des Drat'kalar neu gegründet hat vor einigen Jahren, Erzsucher, die sich mit ihren Familien hier niedergelassen haben. In Beth'anu müssen alle Kinder in die Schule, Tenaros Urahnvater hat es eingeführt, er wollte seine Untertanen nicht länger unwissend lassen. Bis dahin haben nur die Kinder der Häuser Bildung erfahren, die sich einen Lehrer leisten konnten, jetzt lernen alle Kinder zwischen sechs und zehn lesen, schreiben und rechnen. Die Schulhäuser bauen die Dorfgemeinschaften, die Lehrer werden aus der Schatulle des Schatzkanzlers bezahlt. Sie sind es auch, die die Kinder auswählen, die aufgenommen werden in die Schulen, in denen sie mehr lernen als Bauern oder Handwerker zu sein. Es ist kein Privileg der hohen Häuser des Landes mehr, gebildet zu sein, es macht sich auch in der Armee bemerkbar, viele der Kommandierenden sind Männer aus dem einfachen Volk. Sie haben mehr Ver-

ständnis für die Sorgen und Nöte ihrer Untergebenen, sie sind gerechter, heute ist es ein Privileg, in der Armee des Thain zu dienen.

Die Erwachsenen haben Tenaro mit Ehrfurcht behandelt, die Kinder scheu auf seine linke Hand geblickt. Es hat sich bis in das kleine Dorf herumgesprochen, sie ist ihm abgeschlagen worden, er hat eine neue bekommen, sie glänzt golden. Der Bote ist noch nicht zurückgekehrt aus dem Land fern im Osten, der Goldschmied und der Alchemist des Thain haben Erfolg gehabt mit ihren Experimenten. Sie wissen, es ist keine Hand wie ihre, wie macht er es bloß? Mal ist sie offen, dann wieder zur Faust geballt, jetzt steht nur ein Finger hervor und deutet auf sie. Mit einem schimmernden Fingernagel darauf, sie sind fasziniert davon, und Tenaro zwinkert ihnen zu und verrät es ihnen. Die Finger haben Scharniere, wo sie Gelenke haben, aber sie bewegen sich nicht von selbst. Er beugt oder streckt sie mit der anderen Hand, und er hat ein Handgelenk, nur kann er es nicht bewegen, nicht drehen oder beugen. Aber er kann etwas halten damit, er kann mit einem Finger deuten, nur mit einem Schwert kämpfen kann er damit nicht. Aber das will er auch gar nicht mehr. Er verdankt es zwei klugen Männern, dass er jetzt wieder eine Hand hat, und wenn sie gut aufpassen in der Schule, fleißig lernen, vielleicht werden sie es eines Tages auch können. Einem Menschen die Hand zurückgeben, die ihm ein anderer genommen hat. Er sieht in ihre ernsten kleinen Gesichter dabei, vielleicht ist eines unter ihnen, das mehr lernen wird als rechnen, schreiben und lesen. Wenn man ihm nur die Möglichkeit dazu bietet.

Sie feiern eine fröhliche Schuleinweihung, sie schmausen an einem großen Tisch im Freien, Tenaro schmeckt auch die einfache Kost der Landbevöl-

kerung. Und Metú sieht seinen Prinzen verstohlen an, als sie Seite an Seite zurückreiten. Er ist stiller geworden, seit er aus Beth'narn zurück ist, nicht mehr so wagemutig und draufgängerisch. Nachdenklicher, er handelt nicht mehr so unbedacht. Er verändert sich, aus dem Jungen, der auf Griud im gestreckten Galopp über die Feldwege gestürmt ist, der so manches Huhn aus dem Beutel des Sa'Rimar hat ersetzen müssen, weil es ihnen zwischen die Hufe geraten ist, wird ein ernsthafter Mann. Und er wird einmal ein wunderbarer Thain werden, Metú hat es gesehen in dem Dorf, er hat die Gabe, die Menschen für sich einzunehmen. Praesis ut Prosis Non ut Imperes. Keiner weiß, wo er herkommt, der Spruch, es ist eine Sprache, die in keinem Land der ihnen bekannten Welt gesprochen wird. Seine Bedeutung ist schriftlich überliefert aus lang vergangenen Zeiten, und auch Tenaro wird nach dem Leitspruch der Thainu von Beth'anu leben. Er wird ein Thain sein, der seinem Volk dient.

Man sagt, die Zeit heilt Wunden, sie tut es auch bei Tenaro. Seine Verletzungen sind gut verheilt, seine Gesundheit bessert sich, er wird fast wieder zu dem, der er vor dem Krieg gewesen ist. Seine Albträume werden weniger, die Erinnerung an das, was er erlitten hat, verblasst. Die Meditation, die ihn der Yen-Meister gelehrt hat, hilft und er hat sein Yen'gi wiedergefunden. Hat wieder gesessen auf der dreieckigen Wiese mit den drei stehenden Steinen, sie symbolisieren für ihn, was Beth'anu ausmacht. Wie die drei Sterne im Ring in dem Siegel auf seinem rechten Schulterblatt. Stein, Land, Wasser.

Stein ist Drat'kalar, der Wassergeber, das hohe Gebirge, das die Ostgrenze des Landes bildet. Es zieht sich lang dahin, nicht so hoch wie Be-

tain'it'Dromar, aber auch seine Gipfel sind in der dunklen Jahreszeit mit Schnee bedeckt. Auf ihm leben wilde gefleckte Katzen in großer Höhe, ihr Fell färbt sich dann weiß, sie sind bei den Frauen im Thainan ein begehrter Pelz. Aber kaum zu erhalten, die großen Katzen sind schwer aufzuspüren und nicht leicht zu töten. Der Krönungsmantel des Thain ist mit diesem Pelz gefüttert, er ist schon etwas vergilbt, aber es sind nicht genug Felle zu finden, um ihn zu ersetzen. Sie belassen es dabei, die Majestät und der Herrschaftsanspruch des Thain wird nicht durch die Farbe des Futters seines Krönungsmantels bestimmt.

Land sind die weiten Ebenen, die welligen Hügel, die Felder, auf denen Getreide und Gemüse wachsen, die Haine mit ihren fruchttragenden Bäumen, die Ölbaumplantagen, aus deren Nüssen ein wohlschmeckendes Öl gepresst wird. Die Rebenstöcke an den Hängen der Ausläufer des Drat'kalar im Süden, wo er abbiegt nach Westen und ausläuft in sanften Hügeln, die Beeren liefern einen leichten hellen süßen Wein. Es fließt mehr als ein Fluss aus dem Drat'kalar, er trägt seinen Namen nicht ohne Grund, das Land ist gut bewässert. Das ist der Widerhaken des Stachels, der im Fleisch des Fürsten von Beth'narn steckt, es hat mit Beth'kalar viel fruchtbares Land verloren. Das Fürstentum besteht zu einem großen Teil aus Wüste, kaum nutzbar. Ein Stück davon gehört zu Beth'anu, ganz im Nordosten, wo es an Beth'narn grenzt, aber dort lebt niemand, nur braune Sandvipern, und die kleinen gelben und die Skorpione, die Mirini in ihrem ersten Korb gefürchtet hat. Es gibt keine Oasen auf der Beth'anu-Seite, und sie dehnt sich endlos nach Norden, noch nie hat jemand sie durchquert. Auf den alten Landzeichnungen im Schreibzimmer des Thain ist sie bezeichnet als Terra incognita, unbekanntes Land, das bedeutet es angeblich, und

wenn es nach dem Willen des Thain geht, wird es das auch bleiben. Er will nicht wissen, was auf der anderen Seite der Wüste liegt, und er wird keine Menschenleben aufs Spiel setzen, um es herauszufinden.

Wasser ist Kalar'terla, das grüne Wasser, der See, an dessen Ostufer Beth'kalar liegt, direkt gegenüber von Beth'narn. Er ist riesig, und er muss einmal noch viel größer gewesen sein, die blauen Flächen auf den Landzeichnungen des Thain zeigen es. Das Wasser schimmert grün im Licht der Sonne, und es schmeckt seltsam, als ob man auf einem Schwertheft kaut, man kann es nicht trinken, es macht Krämpfe. Und auch nicht baden darin, der See wird beherrscht von den großen Echsen mit den langen Schnauzen. Sie ernähren sich von den kleinen wohlschmeckenden Fischen, die in Schwärmen darin herumschwimmen, aber sie sind nicht abgeneigt, ihr Futter mit einem unvorsichtigen Pferd oder einem vorwitzigen Hund ein wenig aufzubessern. Oder einem Kind, das dem Wasser zu nahekommt, die drei roten Pfähle am Beth'narn-Ufer legen ein trauriges Zeugnis davon ab. Die Eltern der Kinder, die hier von den grausamen Echsen regelrecht abgeschlachtet worden sind, haben sie aufstellen lassen zur Erinnerung an sie, und als Warnung. Die ausgedehnten Binsfelder liegen am Südufer des Sees, hier ist das Wasser zu seicht für sie, aber es stehen immer Wachposten am Ufer, wenn die Frauen bis zu den Knien im Wasser stehen und Binsen schneiden. Man sieht an einer Kette von Luftblasen, wenn sich die großen Echsen nähern, sie sind die Nemesis der Menschen, die am See leben.

Er verharrt lange zwischen den drei stehenden Steinen, es ist ruhig und friedlich hier, er fühlt sich frei und leicht und wieder wie er selbst. Und nicht allein, ihm ist, als ob jemand bei ihm ist. Aber er kann nicht verwei-

len, er hat eine Verpflichtung gegenüber seinem Vater, gegenüber Beth'anu, er hat geseufzt und ist zurückgekehrt in sein Leben als einhändiger Sa'Rimar. Es wird ihn nicht daran hindern, ein guter Thain zu sein, und er kann immer noch mit einer Hand ein Schwert führen. Und er kann auch wieder beidhändig fechten, Metú ist der erste, der es mit Erstaunen, und dunklen Flecken, zur Kenntnis nimmt.

Der Bote ist zurückgekehrt aus dem Land fern im Osten, in das der Meister ihn geschickt hat mit der Bitte um die Rezeptur für die Mischung, Mes'in, und der Goldschmied und der Alchemist des Thain haben sich angesehen. Na also, sie sind nahe dran gewesen, die Farbe haben sie hingekriegt, und jetzt können sie ihre Mischung noch einmal verbessern. Das Metall ist noch ein wenig härter jetzt und zäher, und dann hat der Goldschmied eine neue Kappe entworfen für Tenaros Stumpf. Er kann viel tun mit seiner nachgemachten Hand, eine Gabel halten, damit sein Fleisch beim Schneiden nicht vom Teller rutscht, einen Apfel, um seine Zähne hineinzuschlagen, ein Blatt Pergament oder ein Buch, um zu lesen, aber der Griff ist nicht fest genug, um ein Schwert oder einen Dolch damit zu halten. Tenaro hat wie Metú beidhändig gekämpft, und manchmal hat er mitten im Kampf die Schwerthand gewechselt. Metú hat dann gegrinst, das kann er auch, nur nicht so schnell und geschickt, es hat ihm manchen Hieb eingetragen. Sie tragen ihre Übungskämpfe mit hölzernen Waffen aus, Treffer verursachen keine blutenden Schnitte, aber dunkle Flecken, sie haben sie gezählt, wenn sie sich danach im wohligen warmen Wasser im Badehaus der Feste geräkelt haben, um ihre schmerzenden Muskeln zu lockern. Tenaro ist einen Kopf kleiner als Metú, nicht so breit wie er, aber die Kampfkunst ohne Waffen,

die er lernt seit er fünf ist, hat ihn schnell und geschmeidig gemacht, er bewegt sich wie eine Katze. Meist ist es unentschieden ausgegangen.

Und an diesem Tag gewinnt er. Metú grummelt, als sie nebeneinander im Becken im Badehaus liegen, das war ungerecht, erstens kämpft ein Sa'Rimar nicht mit in dem Turnier, das sie zu Ehren des Geburtsfestes des Thain ausgetragen haben, und zweitens, dieses Ding, das der Goldschmied da gemacht hat für ihn, wie soll man denn dagegen ankommen. Tenaro hat gelacht, ist doch auch nichts anderes als der Dolch, den er früher in der Hand gehabt hat, nur eben halt ein Haken, und der eignet sich fast noch besser dafür, einem Gegner das Schwert aus der Hand zu drehen. Was er bei Metú dreimal getan hat und damit das Turnier gewonnen, ätsch. Dann hat er sich genüsslich gedehnt und ist untergetaucht in das Wasser, das aus einer heißen Quelle unter dem Badehaus stammt. Es riecht ein wenig seltsam, aber es tut den schmerzenden Muskeln gut. Und auch wenn Metú ein finsternes Gesicht gemacht hat, innerlich hat es ihn gefreut. Er findet zu sich zurück, sein kleiner Prinz, er ist nicht wehrlos, er ist schon fast wieder der Alte.

Nur manchmal sitzt er mit ernstem Gesicht auf dem Balkon vor dem Wohnzimmer seiner Zimmerflucht und blickt gedankenverloren in die Ferne. Metú weiß, was ihn dann bewegt, er denkt an die junge Frau mit den jadingrünen Augen. Die einem armen Gefangenen Wasser gebracht hat, seine Fesseln gelöst, ihn auf ein Pferd gesetzt und ihm die Freiheit und das Leben geschenkt. Sie hat es ihm leise zugeflüstert in der Nacht, als er schon auf der Stute mehr gelegen als gesessen hat „Du musst fort, sie werden dich sonst morgen töten.“ Weit wäre er nicht gekommen, aber das hat er auch

nicht gebraucht. Nur bis zu den drei roten Pfählen am Ufer des Sees, dort hat Metú auf ihn gewartet. Meist hält er dann ein kleines geschnitztes Holzpferd mit einer Öse auf dem Rücken in seiner Hand, durch die ein gelbrotes Band geknüpft ist, es ist ein genaues Gegenstück zu dem, das Metú in einem Binsenkorb durch ein Loch in der Mauer geschoben hat. Es gibt sechs davon, sie sind ein Geschenk zu seiner Geburt gewesen, sie haben an einem Band über dem Korb gehangen, in dem Tenaro als Säugling geschlafen hat.

Sie ist seit zwei Jahren wie vom Erdboden verschluckt, der entfernte Verwandte des Thain, der ihn mit Nachrichten aus Beth'narn versorgt, hat damals einen direkten Vorstoß gewagt im Haus des Heermeisters. Er hat nach ihr gefragt, das Schwesterkind des Hausherrn, er hat sie lange nicht gesehen. Der hat nur grimmig gelächelt, sie lebt nicht mehr hier, sie ist in das Haus ihres Vaters gegangen, und das liegt weit entfernt von hier. Wer das ist und wo es liegt, hat er ihm nicht gesagt, und er ist misstrauisch geworden, was geht es ihn an, den Früchtehändler von jenseits des Sees? Der Mann hat sich herausgeredet, ein Bruderkind ist bei ihm zu Besuch gewesen und hat sich vergafft in die junge Frau, er hat sie auf dem Markt gesehen, eine Verbindung mit dem Schwesterkind des Heermeisters wäre eine große Ehre für sein Haus. Nein, sie lebt nicht mehr hier, aber seine jüngste Tochter ist noch unverheiratet, die kann er gerne haben. Er ist froh, wenn er sie los ist, sie ist weder hübsch noch liebreizend, nörgelt nur den ganzen Tag. Aber das Bruderkind ist leider schon wieder abgereist, also wird nichts werden aus der Verbindung. Puh, noch einmal davongekommen, und er ist inzwischen zurückgekehrt nach Beth'anu. Seine Dienerschaft ist mit ihm gegangen, die Köchin des Heermeisters muss auf ihren Liebhaber ver-

zichten, er ist sein Stallmeister. Der kupferne Armreif mit dem blauen und weißen Glasfluss, den Metú damals in eines der Körbchen gelegt hat, stammt von der Frau, die seinen Haushalt besorgt. Ihr Mann ist in die Armee von Beth'narn gepresst worden und nicht zurückgekehrt aus der ersten Schlacht um Beth'kalar. Sie hat den Armreif nicht gebraucht, sie wird im Haus ihres Dienstherrn besser versorgt. Sie hat keine Kinder, keine Verwandten, sie ist mit ihm gegangen, als er nach Beth'anu zurückgekehrt ist, sie besorgt auch hier seinen Haushalt. Und wärmt ab und zu sein Bett, er hat keine Hausfrau, er hat sie gebeten, ihn zu begleiten, er hat sich an sie gewöhnt. Er hat seinen Früchtehandel aufgegeben, sein Haus aufgelöst und ist zurückgekehrt in das Land, das seine Heimat ist. Und die Nachrichten, die er mitgebracht hat, haben den Thain erschauern lassen. Ihm steht ein neuer Krieg ins Haus.

Kapitel 4

Der Bote, den der Meister in seine Heimat geschickt hat, ist fast ein Jahr unterwegs gewesen, und mitgebracht hat er nicht nur das Geheimnis, wie man Mes'in herstellt. Er hat auch eine neue Waffe im Gepäck, der Waffenmeister des Thain hat sie angeschaut und verächtlich geschnaubt. Draq'ir'lai, eine Waffe ohne Ehre, sie tötet aus der Entfernung. Wie ein kleiner Bogen mit einem Handgriff, er wird mit einer Kurbel gespannt, und die Pfeile sind nicht lang und dünn, es sind kurze dicke Bolzen mit einer gefährlich aussehenden dreischneidigen Spitze aus Eisen. Nicht mit der Reichweite eines Bogens, aber mit tödlicher Durchschlagskraft, sie durchdringt sogar einen dicken Lederpanzer, als Tenaro sie einmal erprobt auf

dem Waffenhof der Garnison. Er kann sie handhaben, hält sie in seiner goldenen linken, spannt sie mit seiner rechten Hand. Der Bolzen durchschlägt den Panzer und dringt tief in den Pfahl ein, über den sie ihn gehängt haben, so tief, dass er kaum wieder herausgezogen werden kann. Eine grausame Waffe, kein Krieger von Ehre wird sie einsetzen bei einem Kampf gegen einen Gegner. Sie kämpfen Mann gegen Mann, Schwert gegen Schwert, selbst Pfeil und Bogen sind auf dem Schlachtfeld verpönt. Die Soldaten aus der Armee von Beth'anu bezeichnen auch die großen Hunde aus Beth'narn als Draq'ir'lai, sie stellen sich dem Kampf nicht. Sie greifen hinterrücks an, schnappen nach Schwerthand und Kehle, nur darauf bedacht, zu verletzen und zu töten. Der Krieger an ihrer Seite hat dann leichtes Spiel, viele der Toten, die Beth'anu zu beklagen hatte nach der letzten Schlacht, sind auf diese Weise gestorben. Es ist eine Taktik, die aufgeht, aber die Krieger aus Beth'narn werden verachtet dafür. Die riesigen Bestien sind nicht leicht zu töten, sie sind schnell und weichen den Schwertern aus, die gegen sie geschwungen werden, und die leichten Pfeile, mit denen der Thain sie hat beschießen lassen, richten kaum etwas aus gegen sie. Und es ist zu gefährlich, die Gefahr, den eigenen Mann zu treffen, ist groß. Und unehrenhaft, einen Gegner auf diese Weise zu töten, aber vielleicht hat der Bote des Meisters ihnen jetzt endlich etwas in die Hand gegeben, das die Gefahr durch die Hunde aus Beth'narn bannt.

Sie versuchen es an einer Rotte der wilden schwarzen Schweine, die in den Wäldern an den Hängen des Drat'kalar leben. Sie finden genug Futter dort, aber manchmal bekommen sie Appetit auf feinere Kost. Dann fallen sie über die Felder her, die zu Füßen des Gebirges liegen, es ist wenig übrig, wenn ihr Hunger gestillt ist. Sie lassen sich leicht vertreiben, durch laute

Geräusche, durch blinkende silberne Platten, wenn es nur die Weibchen mit ihren Jungen sind, aber manchmal, wenn große starke Keiler bei ihnen sind, gelingt es nicht. Es sind gefährliche Tiere mit mächtigen, fast kreisrund gebogenen Hauern, es hat schon Tote und Verwundete gegeben bei dem Versuch, sie zu vertreiben, sie greifen gern und schnell an. Und auch sie lassen sich nicht aufhalten mit den schlanken Pfeilen, die mit den leichten Bögen verschossen werden, die in fast jedem Haus der Dörfer zu finden sind, für die Jagd auf Hasen und die bunten Vögel, die nicht fliegen können und an den Feldrändern leben. Der Thain veranstaltet zweimal im Jahr Treibjagden auf sie, immer zu den Tag- und Nachtgleichen, wenn er seine Ratssitzungen abhält, sie jagen sie heraus aus den schützenden Wäldern und töten sie mit großen Sauspießen. Ihr Fleisch ist essbar, es wird dann gut geschmaust in den umliegenden Dörfern.

Tenaro und Metú sind oft mitgeritten auf diese Jagden, und der große Mek'ta hat seine eigene Art, die wilden schwarzen Schweine zu töten. Er stellt sich ihnen in den Weg, und wenn sie dann auf ihren kleinen, fast zierlichen Hufen wutentbrannt auf ihn zustürmen, dreht er sich im wirklich letzten Moment elegant auf die Seite und zieht ihnen seinen Dolch über die Kehle. Auch Tenaro hat einmal eins der schwarzen Biester so getötet, mit fünfzehn, es hat ihm einen silberverzierten gebogenen Hauer als Armreif und Schläge von Metú eingebracht. Dem hat nämlich fast das Herz gestockt, als er gesehen hat, wie sein kleiner Prinz ausrutscht und fast vor die Füße des wütenden Tieres fällt, seinen Dolch hat er trotzdem sicher ins Ziel gebracht. Der riesige Kadaver ist auf ihn gefallen, Metú hat ihn mit einer Hand zur Seite geschleudert und Tenaro auf sein Knie gerissen. Er hat ihn schon tot gesehen, schwer verwundet, aufgeschlitzt von den scharfen Hau-

ern des Tieres. Und als er ihn angegrinst hat unter dem Schweineblut, das sein Gesicht besudelt, da hat er ihn darüber gezogen und mit der flachen Seite der Klinge seines Dolches verdroschen. Der Thain hat daneben gestanden und gelacht, auch wenn Tenaro ein Sa'Rimar ist, manchmal hat er einfach Schläge verdient. Drei Tage später hat er ihm den silberbeschlagenen Hauer geschenkt, aber bitte, Sohn, tu es nicht noch einmal. Ihm hat nämlich auch fast das Herz gestockt, als er ihn hat fallen sehen. Er trägt ihn an diesem feuchten nebligen Morgen, zur Erinnerung daran, dass er sich nicht einzumischen hat in die Jagd. Metú hat es ihm angedroht, wenn er sich mit dem Dolch vor ein Schwein stellt, er zieht ihn wieder übers Knie. Er hat bitte schön nur hier am Waldrand auf Griud zu sitzen, der weiß, wie er ihn in Sicherheit bringt, wenn doch einmal eins der großen Biester durchbricht. Meinetwegen auch mit der gespannten Draq'ir'lai in der Hand, aber benutzen wird er sie nicht. Und dann rettet er Metú das Leben damit.